

RAINER BEHRING

Italien im Spiegel der deutschsprachigen Zeitgeschichtsforschung

Ein Literaturbericht (2013–2018). Zweiter Teil: Spezialstudien zur faschistischen Herrschaft und zur Italienischen Republik seit 1946¹

V. Die mediale Inszenierung des Faschismus

Die Bedeutung von Medien für unsere Gegenwart führt seit geraumer Zeit auch die Geschichtswissenschaft zu einer intensiven Beschäftigung mit ihnen: Mediengeschichte gilt als ein innovativer Zweig des Fachs und erfreut sich großer Beachtung und vielfacher Förderung. So ist es wenig erstaunlich, dass die Indienstnahme von Presse, Film und Rundfunk durch die Diktaturen des 20. Jahrhunderts generell und insbesondere eben auch das Verhältnis der faschistischen Herrschaft in Italien zu den Medien einige einschlägige jüngere Studien hervorgerufen haben. Wenke Nitz wendet sich den Bildprogrammen der Illustrierten zu, die »in der Zeit der faschistischen Regimes als Propagandamedium ersten Ranges erachtet wurden« und deren Analyse »nach wie vor ein Forschungsdesiderat« darstelle.² Die Verfasserin der von Sven Reichardt betreuten Konstanzer Dissertation entscheidet sich für eine dezidiert kulturgeschichtliche Herangehensweise, was zunächst in 40 Seiten »einleitende[n] Überlegungen« zu »Faschismus, Bildpropaganda [sic] und Medien« (so S. 5 u. 11) seinen Niederschlag findet: Es handelt sich um ein Sammelsurium von Titeln und Zitaten aus der einschlägigen Literatur im Überschneidungsbereich von Kultur-, Medien- und Kommunikationswissenschaften und um Namedropping – selbstverständlich dürfen weder Walter Benjamin, Pierre Bourdieu oder Siegfried Kraucauer noch Max Weber fehlen. Überlegungen der Verfasserin lassen sich darin auch beim besten Willen kaum ausfindig machen. Nitz möchte Pressefotografien »als Instrumente der Herrschaft« betrachten (S. 17), einen »medienhistorische[n] Zugang zur politischen Kulturgeschichte« finden (S. 31) und zielt auf »die Erkundung der visuellen Matrix des Politischen in den faschistischen Kernländern« ab (S. 51). Was unter den im Untertitel der Arbeit als zentral evozierten »politischen Machtinszenierungen« zu verstehen sei, wird nirgends erörtert. Auch in anderer Hinsicht ist der Titel irreführend, insofern er einen Vergleich zwischen Deutschland und Italien suggeriert: Tatsächlich »liegt der Schwerpunkt der quantitativen Analyse auf der deutschen Diktatur« (S. 42), wird allenfalls »ein asymmetrischer Vergleich der fotografischen Darstellung beider faschistischen Regimes« angestrebt (S. 49).

Das Buch fällt in verschiedene Teile auseinander, deren Zusammenhang unerfindlich bleibt. Die ersten drei Kapitel widmen sich der Bildpresselenkung im fa-

1 Vgl. *Rainer Behring*, *Italien im Spiegel der deutschsprachigen Zeitgeschichtsforschung*. Ein Literaturbericht (2013–2018). Erster Teil: Erster Weltkrieg, Kontroversen um den italienischen Faschismus und um Benito Mussolini, in: *AfS* 59, 2019, S. 369–408. Der Verfasser dankt Lennart Schmidt (Düsseldorf) und Achim Trunk (Köln) für ihre kritische Lektüre des ursprünglichen, umfangreicheren Manuskripts.

2 *Wenke Nitz*, *Führer und Duce. Politische Machtinszenierungen im nationalsozialistischen Deutschland und im faschistischen Italien* (Italien in der Moderne, Bd. 20), Böhlau Verlag, Köln/Weimar etc. 2013, 416 S., geb., 55,00 €, Zitat: S. 12.

schistischen Italien und im nationalsozialistischen Deutschland und deren Vergleich. Bemerkenswert erscheint hier die Erkenntnis, in Mussolinis Diktatur habe es »im Bereich der Pressekontrolle« nicht nur »keine institutionelle und professionelle Kontinuität«, sondern hinsichtlich der inhaltlichen Direktiven auch »keine einheitliche, programmatische Linie« gegeben, eher »eine Art des innenpolitischen Krisenmanagements« (S. 73) – ein wichtiger Hinweis auf den stets improvisierenden, auf äußere Impulse reagierenden Charakter der faschistischen Diktatur. Das Fazit des vergleichenden Kapitels zur diktatorischen Presselenkung in Deutschland und Italien zeigt sehr deutlich die auch an anderen Stellen der Studie immer wieder zutage tretende mangelnde Eigenständigkeit der Bemühungen von Wenke Nitz auf (vgl. etwa paradigmatisch S. 318: »Diese Beobachtung stützen bereits vorhandene Studien«): Sie fasst auf zwei Seiten die Ergebnisse einschlägiger Veröffentlichungen von Andrea Hoffend aus den 1990er-Jahren zusammen und schließt sich ihnen ebenso an wie einer Arbeit zur Presselenkung im Dritten Reich von Jürgen Hagemann aus dem Jahr 1970: Eine Koordination zwischen den beiden Regimen sei im Hinblick auf Pressearbeit und Bildpropaganda nie wirklich erreicht worden, Diktaturen seien »über eine bestimmte Grenze der Zusammenarbeit hinaus nicht bündnisfähig« (S. 142–144).

Als Kern der Arbeit folgen drei Kapitel zur fotografischen Darstellung Hitlers und der nationalsozialistischen Feste in ausgewählten deutschen Illustrierten: Es geht bar jeder vertieften inhaltlichen Interpretation um oberflächliche Beschreibungen von Kopfansichten, Blickrichtungen – wer schaut von rechts nach links oder umgekehrt und dergleichen –, Körperhaltungen, ja, auch um »Hitlers Hände«. Offenkundig ermangelt es der Verfasserin nicht nur an einem analytischen Konzept, sondern auch an einer Methode, ihr Material ertragreich zum Sprechen zu bringen, sonst ließe sich der in diesen Kontext eingefügte kuriose 17-seitige »Exkurs« zur »Geschichte und Verwendung des Hakenkreuzes« kaum erklären, der naturgemäß wiederum nur die Forschungsliteratur wiederkaut. Ein weiterer »Exkurs: Mussolini in der deutschen Illustriertenpresse« schließt sich an, er umfasst gerade einmal 14 Seiten und reicht nicht einmal ansatzweise für einen »asymmetrischen« Vergleich, zumal der eigentlich von Mussolini in italienischen Illustrierten ausgehen müsste. Ohne erkennbaren Zusammenhang mit dem vorherigen geht es dann in Kapitel VII ab S. 277 endlich um »Deutsche und italienische Bildberichterstattung im Vergleich«. Die Ergebnisse erscheinen auch hier wenig überraschend: Gruppenbilder wiesen im monarchischen Italien einen traditionelleren Charakter auf als im nationalsozialistischen Deutschen Reich, Mussolini auf dem Balkon signalisierte eine spezifische Distanz zum Publikum, auf den italienischen Bildern dominierte zunächst die ungeordnete Masse, die erst unter dem Eindruck des deutschen Vorbilds von der Darstellung formierter Massen überlagert, wenn auch nicht völlig verdrängt wurde, anders als Hitler präsentierte sich Mussolini gerne als Handarbeiter. Im letzten Kapitel folgt eine wenig inspirierte knappe Darstellung der Inszenierung deutsch-italienischer Staatsbesuche und Zusammenkünfte in der jeweiligen Bildberichterstattung: »Die Achsenfreundschaft sollte visuell überzeugend aufgezeichnet und verbreitet werden« (S. 335).

Der Leser legt das Buch achselzuckend und ohne wesentlichen Erkenntnisgewinn aus der Hand. Wer hier mit welchem Ziel politische Macht inszenierte, bleibt

völlig im Dunkeln, ebenso wie die Rolle, die die einschlägige Bildberichterstattung im Kalkül der Herrschenden spielte. Auf die eingangs aufgeworfene »Frage nach der Herstellung [!] von politischen Entscheidungen« (S. 20) kommt die Verfasserin nicht zurück. Statt eigenständige Urteile zur Diskussion zu stellen, reproduziert Wenke Nitz Phrasen kulturgeschichtlicher Prägung: »Krieg kann als gesellschaftlicher Ausnahmezustand und Krisensituation beschrieben werden« (S. 198); »die Selbstdarstellung eines Regimes« könne »immer auch als Selbstentwurf betrachtet werden« (S. 259); oder »Gesellschaft wird ausschließlich in Kommunikation greifbar« (S. 383).

Einen ähnlichen, wenngleich stärker auf ein sinnvoll zu bearbeitendes Beispiel konzentrierten Ansatz wählt Ralph-Miklas Dobler in seiner kunstgeschichtlichen Bonner Habilitationsschrift über die mediale Inszenierung von Hitlers Staatsbesuch in Italien vom Mai 1938 in Fotobüchern.³ Das Thema der Studie sei »eine Abfolge von Bildern«, die »etwas darstellten beziehungsweise vermitteln sollten«. Es gehe über die Inszenierungen hinaus um »die performativen Elemente« und die »grundsätzlichen Fragen faschistischer Ästhetik«, um »das Sichtbarmachen des Besuches und die Erinnerung an den Empfang« Hitlers in Italien, die »für beide Diktaturen von höchster Bedeutung« gewesen seien (S. 9 f.). Für Mussolini hätten sich im Mai 1938 »die perfekten Möglichkeiten« geboten, »das von ihm geschaffene faschistische Imperium und die als ›Achse‹ bezeichnete Partnerschaft mit dem nationalsozialistischen Deutschland einer breiten (Welt-)Öffentlichkeit zu präsentieren«. Dobler möchte herausfinden, »wie diese Selbstdarstellung aussah«, und im Rahmen einer »analytischen Beschreibung« den »Ablauf des achttägigen Besuches von Adolf Hitler in Italien« in Form einer »Gesamtdarstellung« rekonstruieren, die »ephemerer Dekorationen, Bauwerke, Monumente und Museen [...], die Hitler sehen sollte, aber auch die Aufführungen, Paraden und Versammlungen« »einer ausführlichen Untersuchung« unterziehen (S. 50 f.).

Und so führt der Verfasser seine Leserschaft mit Hitler, Mussolini und König Viktor Emanuel III. durch Rom, in die Bucht von Neapel und nach Florenz, in Licht und Nebel, zwischen Fahnen, Pfeilern und Pylonen, wirft, immer gut illustriert durch Abbildungen, die meist den nach dem Staatsbesuch entstandenen Fotobüchern entstammen, einen Blick auf Menschenmassen und uniformierte Formationen, Aufmarschstraßen und Unterseeboote, städtische Platzanlagen und antike Trümmer und führt in weitere Kontexte ein: Rom sei Hitler als begehbbare Opernbühne präsentiert worden, sein Empfang in der italienischen Hauptstadt weise Merkmale antiker Triumphzüge und frühneuzeitlicher Herrschereinzüge auf, die jahrhundertalte Tradition der italienischen Piazza habe »die ästhetische Konstruktion der Volksgemeinschaft« in Form vom wogenden Menschenmassen begünstigt (S. 169 f.). Durchaus reizvoll erscheint die gedankliche Verbindung, die Dobler zwischen dem Umgang der faschistischen Herrscher mit den architektonischen Hinterlassenschaften des Römischen Reichs und den Überlegungen des 1905 verstorbenen österreichischen Kunsthistorikers Alois Riegl über »Wesen und Entstehung des modernen

³ *Ralph-Miklas Dobler*, *Bilder der Achse. Hitlers Empfang in Italien 1938 und die mediale Inszenierung des Staatsbesuches in Fotobüchern*, Deutscher Kunstverlag, Berlin/München 2015, 408 S., geb., 69,90 €.

Denkmalkultus« herstellt – wenngleich Dobler einräumen muss, es sei unwahrscheinlich, »daß die Ausführungen des Österreichers in Italien unter Mussolini bewußt rezipiert und instrumentalisiert wurden« (S. 116–122, Zitat: S. 120). Das alles wird nie stringent argumentierend vorgebracht, schon gar nicht durch die intensive Analyse authentischer Textquellen untermauert, sondern immer assoziativ und in hohem Maße eklektisch.

Die Ergebnisse der Analysen stehen ohnehin von vornherein fest: Im Zentrum der Inszenierungen stand »der betont militärische Charakter der Selbstdarstellung des faschistischen Imperiums« (S. 78) durch Aufmärsche faschistischer Streitkräfte vor dem Hintergrund kaiserzeitlicher Überreste aus dem Römischen Reich, das einen wesentlichen Anknüpfungs- und Legitimationspunkt für den faschistischen Imperialismus geboten habe. Ziel der umfangreichen Bemühungen der italienischen Gastgeber sei die Überwältigung der deutschen Gäste gewesen (vgl. etwa S. 94 und 149), nachdem bereits im September 1937 Mussolini in Deutschland habe überwältigt werden sollen (S. 39) und der italienische Diktator nunmehr seinen deutschen Amtsgenossen noch habe übertreffen wollen. Dobler lässt sich wiederholt selbst von den Inszenierungen und seinen eigenen Assoziationen mitreißen und gelangt zu der vermeintlichen Erkenntnis, dass mit dem Staatsbesuch das »Bündnis der Achse triumphierte« (S. 176); er spricht von einem »Siegeszug der Achse Berlin-Rom« (S. 188). Wenn Dobler die Auffassung vertritt, 1938 habe »die gesamte Welt auf das Imperium Mussolinis« geblickt (S. 94), dann unterliegt er selbst der Suggestionskraft der von ihm untersuchten Fotobücher, statt auch nur einen Nachweis für diese Aussage anzuführen: Dobler erklärt den Staatsbesuch Hitlers in Italien einfach deshalb für weltgeschichtlich bedeutsam, weil diese Fotobücher als einzige ernsthaft von ihm herangezogene Quelle genau das insinuierten. Den eigentlichen Sinn des Spektakels aber sieht der Verfasser in dessen medialer Verarbeitung: »Die Verbreitung des Ereignisses in Wort und Bild war offensichtlich von höchster Bedeutung« (S. 57). Der medienwissenschaftliche Ansatz erschafft sich seine eigene Welt, wenn Dobler noch weiter geht und zuspitzend formuliert, die in den Fotobüchern verbreiteten »Fotografien sind nicht ein (Neben-)Produkt des Staatsbesuches, sondern sie sind der Zweck der Einladung«, ja »ohne die Möglichkeit einer fotografischen Dokumentation hätte Mussolini Hitler nicht empfangen« (S. 364 f.). Belege in schriftlichen Quellen dafür sucht Dobler wiederum nicht. Hier wird der Bereich der seriösen Analyse verlassen, ebenso wie in manchen möglicherweise als geistreich empfundenen semantischen Verirrungen, wenn etwa die von Hitlers Sonderzug befahrenen »eisernen Schienen« »materialikonographisch« mit dem »erst 1939 unterzeichneten Stahlpakt« assoziiert werden (S. 53) oder der fotografische Terminus technicus »Raumbilder« mit »Volk ohne Raum« und »Lebensräumen« in Verbindung gebracht wird (S. 334).

Immerhin liegt mit Doblere kunstgeschichtlicher Arbeit so etwas wie ein bebildertes Handbuch zu Hitlers Italienreise und den daraus resultierenden Fotobüchern vor. Welchen Wert hat es für die zeitgeschichtliche Forschung? Das Ergebnis einer intensiven Lektüre ist wenig erbaulich. Zunächst fallen zahlreiche Fehler und Irrtümer auf, die das Buch durchziehen. Der Verfasser, der immerhin auch klassische Archäologie studiert hat, muss sich fragen lassen, welchem Antonius der »Antonius- und Faustina-Tempel« geweiht war (S. 178), wer »Aristide« war (S. 195) oder

welcher »Trajansbogen« auf S. 339 gemeint sein mag. Abb. 88 auf S. 127 zeigt gewiss nicht »eine Art Nimbus«, sondern einen Strahlenkranz. Der Kunsthistoriker Dobler findet es unproblematisch, im Deutschen Reich lebende Italiener als »Volksgenossen« zu bezeichnen (S. 21). Er erkennt in dem unbewaffneten Kleinflugzeug Fieseler Storch eine »neue Wunderwaffe« (S. 38), dichtet der italienischen Kriegsmarine Flugzeugträger an (S. 71), macht aus dem Cinegiornale schon einmal ein »Telegiornale« (S. 127) und erhebt Galeazzo Ciano bereits 1934 zum Außenminister (S. 181). Auf S. 26 »endete der Krieg in Abessinien« im Frühjahr 1936, während auf S. 193 dieser »Krieg aufgrund anhaltender Partisanenaktionen nie beendet wurde«, was immer Dobler unter »Partisanenaktionen« verstehen mag. Nur noch ein Beispiel: Allein in Anm. 1377 auf S. 210 werden Karl Wolff zu »Wolf« und sowohl Otto Dietrich als auch Joseph Dietrich jeweils zu »Dittrich« verballhornt, während Wilhelm Keitel zum »Oberkommandeur der Wehrmacht« erhoben wird. Dabei handelt es deshalb nicht um Kleinigkeiten, weil sie das nachlässige Arbeiten des Verfassers in Detailfragen demonstrieren. Es finden sich zahllose Wiederholungen im Text, Zitate werden mehrfach im selben Wortlaut repetiert, so ein Eintrag aus dem Tagebuch Cianos vom 4. Mai 1938 auf den Seiten 73 und 180, der noch dazu fehlerhaft interpretiert wird: Es geht nicht darum, dass »das Volk« oder »die Neapolitaner« Hitler als Parvenu betrachtet hätten, Cianos Aussage bezieht sich vielmehr auf die Angehörigen der savoyischen Königsdynastie. Kurioserweise werden auch mehr als ein Dutzend der Abbildungen zweimal wiedergegeben, teils sogar dreimal (vgl. etwa die Abb. 59, 89 f. und 174). Dabei zeigt sich Dobler auch in der Bildanalyse als seinem eigentlichen Metier nicht immer sattelfest: Das untere Foto in Abb. 152 wurde keineswegs retuschiert, es ist schlicht nicht identisch mit dem in der Abb. 215 rechts oben – letzteres ist vielmehr identisch mit Abb. 42. Im Übrigen ist auf dem Foto in Abb. 215 links oben nicht »ein feuernender Zerstörer« zu sehen, sondern ein schwerer Kreuzer (S. 323 f.). Ferner habe Hitler »auf seinem Weg durch Italien«, der nota bene auf Hin- und Rückfahrt über den Brennerpass führte, »die Berglandschaft des Ticino« zu sehen bekommen (S. 373): eine wirklich absonderliche Vorstellung.

Genug davon. Richtig problematisch werden die Dinge, wenn Dobler sich als Zeithistoriker betätigen möchte. Die aus einigen wenigen Darstellungen zusammengeklautbe zwölfseitige historische Hinführung über »Hitler und Mussolini von 1922 bis 1938« gibt davon einen ersten Eindruck mit ihren grobschlächtigen Ausführungen über den Abessinienkrieg und der jeden Sinn für historische Analyse und für die Offenheit der internationalen Entwicklung verfehlenden Behauptung, der Empfang Hitlers durch Mussolini habe »für beide Staaten« – gemeint sind das Deutsche Reich und das Königreich Italien – »eine ›Flucht‹ in Richtung London und Paris aussichtslos« gemacht, »da ein Krieg gegen die Westmächte unvermeidbar geworden war« (S. 30) – im Frühjahr 1938! Dobler mutmaßt ohne Beleg, »die Grundlagen des faschistischen Selbstverständnisses«, die Hitler in Italien mehrfach vorgeführt worden seien, hätten ihn »zutiefst« beeindruckt (S. 371), gedenkt allen Ernstes der Frage nachzugehen: »Welche Folgen hatte der Staatsbesuch für das politische und kulturelle Handeln Hitlers nach 1938?« (S. 15 f.), und gelangt zu erstaunlichen Schlussfolgerungen. »Die Verheißung an Aeneas, auf der das römische Sendungsbewußtsein fußte [...], bildete auch die Grundlage für Hitlers Großdeutsches Reich« (S. 220). Mit der Annexion Österreichs sei es ihm »in Wien möglich« gewesen, »aus

seinem ›Dritten Reich‹ das ›Heilige Deutsche Reich‹ als Nachfolger des *Sacrum Romanorum Imperium* zu machen. Hitler war auf dem besten Weg, eine Art neuer Kaiser zu werden, der über den Donaauraum waltete« (S. 187). Nun »machte sich Hitler« in der Interpretation Doblers, »erst nachdem er das faschistische Imperium besucht hatte, daran, mit kriegerischen Mitteln sein eigenes Reich zu vergrößern«. Es sei »kaum zu bezweifeln, daß der antik-faschistische [!] Expansionismus, der ihm facettenreich vorgeführt worden war, seinen Wunsch nach einem Großdeutschen Imperium zusätzlich befeuert hat. Mussolini hatte bereits damit begonnen, die topographische Ausdehnung Italiens zu vergrößern. Hitler wollte und mußte [!] mitziehen, wobei der Anschluß Österreichs ihn angeblich [?] in eine Position versetzt hatte, die ihn als eine Art Kaisernachfolger dazu ermächtigte« (S. 378). Das alles ist nicht nur der seriösen Hitler-Forschung bislang entgangen, es ist schlicht grober Unsinn, und es ist von vollständiger Ignoranz gegenüber den jahrzehntelangen Bemühungen der internationalen Geschichtswissenschaft geprägt, Hitlers Weltanschauung und die nationalsozialistische Außenpolitik zu erforschen. Es gibt zu denken, wenn solche Ausführungen in der Philosophischen Fakultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn nicht auf Widerspruch treffen.

Die 2019 früh verstorbene Schweizer Kunsthistorikerin Nanni Baltzer, deren Spezialgebiet die Geschichte der Fotografie bildete, enthält sich weitgehend solcher abenteuerlichen Spekulationen. In ihrer Züricher Dissertation behandelt sie »Aspekte der Propaganda unter Mussolini« am Beispiel der Fotomontage im faschistischen Italien.⁴ Bedauerlicherweise folgt auch diese kunstgeschichtliche Arbeit keiner erkennbaren Fragestellung. Verschiedene »Aspekte« werden nacheinander mehr oder weniger intensiv abgehandelt, doch reicht das Erkenntnisinteresse der Verfasserin über das Bemühen, »die Aussagen der [aus]gewählten Montagen zu erkennen, ihre Geschichten aufzublättern, zu entziffern und in den Kontext kultureller und politischer Ereignisse zu stellen« (S. 9), nicht hinaus. Schon die Auswahl der behandelten Beispiele wirkt merkwürdig dem Zufall geschuldet: Es geht im Wesentlichen um die Rolle von Fotomontagen in den Ausstellungen zur Faschistischen Revolution und zum Römischen Reich unter Augustus, die 1932 beziehungsweise 1937 vom Regime Mussolinis mit großem propagandistischem Aufwand in Rom inszeniert wurden, ferner um Fotomontagen in neuartigen Gitterkonstruktionen, auf Gebäudefassaden und in einigen Publikationen zur urbanistischen Neugestaltung Roms. Welcher Stellenwert aber dem relativ neuartigen Medium der Fotomontage im Gesamtrahmen faschistischer Propaganda zukam, bleibt unklar.

Dabei durchziehen Baltzers Buch eine Reihe von klugen Beobachtungen allgemeiner und durchaus auch spezifischer Art. Baltzer lässt sich nicht auf die vermeintlichen Gewissheiten einer sich orthodox gebenden generischen Faschismusforschung ein und stellt selbstbewusst fest, »dass auf sprachlicher Ebene häufig nicht unterschieden wird zwischen faschistisch und nationalsozialistisch, obwohl historisch gesehen eine differenzierte Verwendung der beiden Begriffe zwingend wäre« (S. 11). Eine Gleichsetzung der künstlerischen Moderne – worin die Fotomon-

4 Nanni Baltzer, *Die Fotomontage im faschistischen Italien. Aspekte der Propaganda unter Mussolini* (Studies in Theory and History of Photography, Bd. 3), Walter De Gruyter, Berlin/Boston 2015, 332 S., kart., 99,95 €.

tage »als neue, revolutionäre Technik« wesentlich zu verorten sei – mit der politischen Linken sei unzulässig. Die Fotomontage stelle nicht notwendig ein Instrument der Kritik dar, sie könne ebenso »als Massenkommunikationsmittel für totalitäre Regimes wertvoll« sein und sei als avantgardistische Technik weder politisch links noch politisch rechts zu situieren, sondern für Demokratien wie für Diktaturen gleichermaßen verwendbar (S. 29 f.). Baltzer verweist mehrfach überzeugend auf den Vorbildcharakter des revolutionären Russlands für die faschistische Propaganda im Allgemeinen und für die Fotokunst und -montage im Besonderen (vgl. etwa S. 15; 34; 72–76; Anm. 12 auf S. 278; sowie exemplarisch das Motiv der zum Gruß gestreckten Hand, die auch zur Faust werden kann, in der Sowjetpropaganda, im Faschismus und im antifaschistischen Widerstand, S. 105–113) und auf die Übernahme faschistischer Plakatismuster in den Vereinigten Staaten (Anm. 299 auf S. 270): »Formal ähnliche Montagen [können] politisch entgegengesetzte Botschaften aussenden« (S. 113).

Doch gelingt es Nanni Baltzer nicht, aus derlei wichtigen Hinweisen eine stringente Argumentation zu entwickeln, das Potenzial ihrer Sachkenntnis auszuschöpfen, weil es ihr wie in nicht wenigen kulturgeschichtlichen Arbeiten an einer Zielsetzung fehlt, weil auch sie in Assoziationen verharret. Dies wird deutlich in ihrer Überlegung, das Bild des mit der Spitzhacke die Demolierungen ganzer Stadtviertel Roms initiiierenden Duce Benito Mussolini habe deshalb so nachdrücklich in die Köpfe der Zeitgenossen Eingang gefunden, weil »die Geste [...] im kollektiven Gedächtnis der italienischen Katholiken bestens verankert« gewesen sei: »Es ist das Bild des Papstes, der in den Heiligen Jahren die Porta Santa [in der Peterskirche] öffnet.« Diese Interpretation erscheint suggestiv und originell, ist aber deshalb problematisch, weil sie durch keinerlei zeitgenössische Schriftquelle belegt wird – woher kennt Baltzer eigentlich das »Bewusstsein der italienischen Bevölkerung«? Ebenso schreibt Baltzer allein aufgrund von reichlich willkürlichen Assoziationen ähnlicher Art Mussolini die vermeintliche Intention zu, sich »durch das Schlagen der Achsen und den großräumigen Umbau Roms in die Reihe der Päpste« und »auf eine Ebene mit dem Papst« zu stellen (S. 193–196) – es spricht doch einiges dafür, so etwas gerade nicht für das Ziel der faschistischen Diktatur Mussolinis zu halten. So bleibt der Eindruck eines Buches, das im Einzelnen manche interessanten Erkenntnisse insbesondere zur Modernität von in der faschistischen Herrschaft verwendeten Propagandatechniken vermittelt, das aber nicht einmal den Versuch erkennen lässt, zu einer Gesamtaussage zu gelangen: Zu der fehlenden Fragestellung passt der Verzicht auf eine Zusammenfassung. Die Arbeit endet unvermittelt mit drei cursorischen Absätzen über »die Rolle der Fotomontage 1937« und der Bemerkung, die Fotomontage habe im faschistischen Italien auch über dieses Jahr 1937 hinaus eine Rolle gespielt (S. 223 f.). So wird nicht ersichtlich, warum die Verfasserin plötzlich aufhört: Es ist einfach ein Zeichen für die Beliebigkeit der ausgewählten »Aspekte« und die mangelnde Stringenz des gesamten Ansatzes. Tatsächlich besaß auch »die Achsenmacht Italien [...] wohl in Bezug auf Stil und Anwendung der Fotomontage, vermutlich gar generell für die Kunst, kein konkretes Konzept, so dass Änderungen je nach Situation ad hoc vorgenommen wurden« (S. 224). Baltzer macht am Beispiel der Fotomontage deutlich, wie diese Konzeptlosigkeit des italienischen

Faschismus viel Raum ließ für die Entfaltung einer spezifischen Technik der künstlerischen Moderne.

VI. Architektur und Städtebau im Faschismus

Das Problem der Moderne steht auch im Zentrum der hier zu besprechenden Arbeiten zu Architektur und Städtebau unter dem faschistischen Regime. Das geben schon deren Titel oder Untertitel klar zu erkennen: »Moderner Städtebau in Italien«, »Architektur der italienischen Moderne« oder »Moderne in Afrika«. Erfreulicherweise präsentieren sich die Dissertationen zweier Architekturhistorikerinnen als entschiedener im Zugriff und analytisch zielstrebig als die zuvor kritisierten kulturwissenschaftlich orientierten mediengeschichtlichen Versuche. Die an der Technischen Universität Dortmund entstandene Doktorarbeit der nunmehr in Berlin lehrenden Spezialistin für die Geschichte städtebaulicher Fragen Christine Beese widmet sich dem Werk des Architekten und Urbanisten Marcello Piacentini.⁵ Piacentini (1881–1960) gilt als Stararchitekt des faschistischen Regimes, war ungeheuer einflussreich und umtriebig in einer Vielzahl von italienischen Bauprojekten der 1920er- bis 1950er-Jahre und ist bis heute wegen seines vermeintlichen Festhaltens an Bauformen eines monumentalen, historistischen Klassizismus wie wegen seiner Nähe zu Mussolini höchst umstritten. Einer seiner Kritiker nannte ihn den »unheilvollsten Architekten der italienischen Geschichte« (S. 491). Einen solchen Maßstab lehnt Beese als Grundlage ihrer Analyse ab. Sie wendet sich gegen die »Vorstellung vom ›guten modernistischen‹ und ›bösen traditionellen‹ Architekten«, verweist darauf, Piacentinis Architektur sei »in den 1930ern so faschistisch« gewesen, »wie sie in den 1910er Jahren liberal war und in den 50er Jahren christdemokratisch wurde« (S. 18), und plädiert für »eine unvoreingenommene Beschäftigung« mit ihrem Protagonisten, denn trotz der »Gefahr, Geschichtsrevisionisten in die Hände zu spielen und zu einer unerwünschten Nivellierung und Rehabilitierung des Faschismus beizutragen«, bleibe »der Wissenschaft keine andere Wahl, als sich ergebnisoffen der historischen Erforschung der einzelnen Projekte zuzuwenden« (S. 23 f.). Diese Offenheit wünscht man sich auch bei einigen Vertreterinnen und Vertretern einer auf politische und gesellschaftliche Fragen konzentrierten Zeitgeschichtsforschung.

Einige wesentliche Ergebnisse von Beeses vorzüglicher, ebenso gedanken- wie detailreicher Studie, die im Rahmen dieses Literaturberichts nur ansatzweise gewürdigt werden kann, seien im Folgenden zusammengefasst:

1. Piacentinis Schaffen erscheint ebenso vielfältig wie wandlungsfähig und lässt sich schwer auf einen Nenner bringen. Sein architektonischer Stil wandelte sich von einem stark von der italienischen Renaissance geprägten historistischen Klassizismus über Einflüsse der Wiener Secession und einer Aufgeschlossenheit für rationalistische Ansätze, die er allerdings nicht im historischen Zentrum, sondern in den Neubaugebieten italienischer Städte für angemessen befand, seit Ende der 1930er-

⁵ Christine Beese, Marcello Piacentini. Moderner Städtebau in Italien, Dietrich Reimer Verlag, Berlin 2016, 624 S., geb., 77,00 €.

Jahre zu einem an Ornamenten eher armen, vom Rationalismus beeinflussten monumental Neoklassizismus, der dem faschistischen Imperium Ausdruck verleihen sollte und der in Spuren auch noch seine Nachkriegsentwürfe prägen sollte. Dessen ungeachtet verweist Beese auf die nahezu durchgehende Funktionalität seiner in der faschistischen Zeit entstandenen Gebäude und Platzanlagen über 1943/45 hinaus, auf seine Hinwendung zu modernen Dienstleistungs- und Geschäftsbauten bis hin zu regelrechten Hochhäusern, insbesondere auf einen für ihn charakteristischen »funktionsgemischten Stadtpalazzo« (S. 521), der als seine Hinterlassenschaft bis heute manche italienische Neustadt prägt. Unter diesem Aspekt erscheint Piacentini bei Beese als ein insgesamt moderner, erfolgreicher Architekt und Urbanist.

2. An Piacentinis Regimenähe lässt Beese keinen Zweifel. Spätestens ab 1926 bemühte sich Piacentini, praktisch etwa in Form seiner Siegesmonumente in Genua und Bozen⁶, planerisch in der Präsentation eines faschistischen Forums auf dem Gelände des zurückzuverlegenden Bahnhofs Termini in Rom, durch antikisierenden Monumentalismus, durch die steinerne Verewigung faschistischer Liktorenbündel in Form von Säulen, durch skurril anmutende Ideen für tempelartige faschistische Großbauten zur Verherrlichung des italienischen Stammes oder der faschistischen Ordnung, einen spezifischen Baustil des Regimes zu entwickeln, *den* faschistischen Repräsentationsplatz zu kreieren. Weit ist er damit nicht gekommen, mutmaßlich waren der Faschismus und seine führenden Figuren einfach nicht auf eine Linie zu bringen, waren ihre Vorstellungen zu unterschiedlich. Beese zitiert wiederholt Piacentinis Dank- und Ergebenheitsadressen an Mussolini: Der Architekt versicherte seinem höchsten Auftraggeber, er trachte danach, »das wahre faschistische Monument zu schaffen, welches mit der Kraft der Kunst und den Symbolen Roms die ewige Jugend unseres Stammes besiegelt« (S. 403, 23. April 1926). Mussolini aber blieb lange unbestimmt, bezog nicht eindeutig Stellung. Die einschlägige Rede des Regierungschefs zur Neugestaltung der Hauptstadt vom 31. Dezember 1925 bezeichnet Beese als eine konfuse und in sich widersprüchliche Sammlung von bereits bekannten Entscheidungen und Vorschlägen (S. 167 f.). Erst 1938 schien sich der *Duce*, mutmaßlich unter dem Einfluss seiner im Deutschen Reich erfahrenen Eindrücke, »auf einen monumentalen neoklassischen Baustil« festzulegen, »der dem Piacentinis entspricht« (S. 559; sprachlich leidet Beeses Arbeit unter zahllosen unmotivierten Tempuswechseln).

3. Tatsächlich scheint es am Ende so, dass Piacentini zum faschistischen Stararchitekten aufstieg, weil die Blütephase seines Schaffens nun einmal in die Zeit der faschistischen Herrschaft fiel. Beese verweist über Piacentinis Befähigung als Architekt und Stadtplaner hinaus auf seine einschlägige Sozialisierung im Hause seines bekannten Architekten-Vaters, auf seine aus dieser gesellschaftlichen Stellung heraus erwachsenen Fähigkeiten zur Vernetzung jenseits von politischen Einstellungen, auf seine organisatorische Begabung und das Bestreben, zielgerichtet mit finanzkräftigen Investoren aus der Riege der im Faschismus geförderten oder ent-

6 Vgl. zu Bozen den Ausstellungskatalog *Sabrina Michielli/Hannes Obermair* (Hrsg.), BZ '18–'45. Ein Denkmal, eine Stadt, zwei Diktaturen. Eine Dokumentationsausstellung im Siegesdenkmal, Folio Verlag, Wien/Bozen 2016, 159 S., kart., 9,90 €.

standenen spezifisch italienischen halbstaatlichen Versicherungs- und Bankgesellschaften zusammenzuarbeiten, deren Unterstützung ihm wiederum bei Auseinandersetzungen mit kommunalen oder staatlichen Entscheidungsträgern zugutekam (zusammenfassend S. 571–573). Mit anderen Worten: Diese Voraussetzungen und Befähigungen würden dem Architekten und Urbanisten Marcello Piacentini unter jedem denkbaren Regime mit einiger Wahrscheinlichkeit eine erfolgreiche, möglicherweise glanzvolle Karriere erlaubt haben. Beese selbst spricht von Vorgehensweisen, die ihn »als Opportunisten und Taktierer erscheinen« lassen (S. 573). Dem Berichterstatter scheint auch Piacentinis Wandlungsfähigkeit im Bereich der Architekturstile und Bauformen in diese Richtung zu weisen; sein Werk lässt sich insgesamt wohl als eklektizistisch im weitesten Sinne bezeichnen, was eigenständige wiederkehrende Elemente seiner Platzgestaltungen und Zweckbauten nicht ausschließt. Beese gesteht, selbst der Urbanist Piacentini habe »keine konsistente Theorie« entwickelt; er arbeitete als Praktiker und »weniger im Sinne einer verallgemeinerbaren [...] städtebaulichen Theorie« (S. 341). Ein solcher Charakter war für die ja selbst theorieferne faschistische Herrschaft gut zu verwenden, und insofern trägt Christine Beeses Monografie auch einiges zum Verständnis von Funktionsweisen dieser Herrschaft bei.

Auch der an der Geschichte des Politischen interessierte Zeithistoriker liest diese architekturgeschichtliche Studie also uneingeschränkt mit Gewinn. Wenn einige Fragen aus interdisziplinärer Sicht offenbleiben, dann liegt das in der Natur der Sache. Es übersteigt die Möglichkeiten des Berichterstatters, den Ähnlichkeiten und Unterschieden von Beaux-Arts-Städtebau, City-Beautiful-Bewegung oder malerischem Städtebau nachzugehen. Ein unter Architekten offenbar geläufiger analytischer Begriff wie »Formensprache« ist aus historischer Sicht gewiss fragwürdig. Fraglich erscheint ferner der Untertitel »Moderner Städtebau in Italien«, wenn Beese wiederholt festhält, Piacentinis Markenzeichen sei »seine Mischung von moderat moderner Architektur und traditionellem Städtebau gewesen« (S. 558), und geradezu von Piacentini »Erfolgskonzept von klassischem Städtebau und moderner Architektur« spricht (S. 562) – modern, traditionell, klassisch: alles eins? Etwas mehr an grundsätzlicher analytischer Differenzierung und Erläuterung würde hier sinnvoll gewesen sein. Andererseits hadert auch Christine Beese mitunter mit den Realitäten spezifisch geschichtswissenschaftlicher Erkenntnis. Die Vereinten Nationen existierten 1936 nicht und eine Politik der Autarkie propagierte das faschistische Regime bereits seit den späteren 1920er-Jahren (S. 320). »Le Sedi delle Aziende Industriali« sind mitnichten »die Industriebetriebe« – die sich auch kaum an der *Piazza Colonna* ansiedeln konnten –, sondern deren Verwaltungssitze (S. 206 mit Anm. 202 auf S. 349), und die »antonianische« Säule wird man auf dieser Piazza vergeblich suchen (S. 48). Unzureichend ist Beeses Verständnis der *fasces*, *fasci* oder Liktorerbündel als prägendes Abzeichen der faschistischen Bewegung, das als solches gerade auch durch Piacentini in die Architektur eingebracht wurde. Die entscheidende semantische Konnotation mit dem politischen (Männer-)»Bund« entgeht ihr. Im Übrigen trugen in der römischen Antike nicht die mit dem *imperium* ausgestatteten Amtsinhaber die *fasces*, sondern deren Amtsdienner, die *lictiores* (S. 405 f.). Kurios ist aber Beeses Übersetzung als »Fasziensäule« (S. 185); am Ende erhebt sie Piacentini gar zum »Erfinder der Fasziensäule« (S. 490).

Beeses vorzügliche Arbeit bezieht sich in vielem auf die einschlägigen Überlegungen von Harald Bodenschatz, dem sich auch Katrin Albrecht in ihrer 2014 der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich vorgelegten Dissertation »Infrastruktur, Faschismus und Moderne. Die Architektur Angiolo Mazzonis« eng verbunden zeigt. Bodenschatz erweist sich als Mentor einer ganzen architektur- und stadtplanungsgeschichtlichen Forschungsrichtung im Hinblick auf die Diktaturen des 20. Jahrhunderts und fügt der 2017 veröffentlichten Arbeit Albrechts⁷ ein Vorwort bei, in dem er Mazzoni als »einen der wichtigsten Architekten des faschistischen Italien« bezeichnet, »eines Landes, das neben der Sowjetunion Stalins am stärksten das eigene Land in der Zwischenkriegszeit durch Architektur und Städtebau verändert hat!«. Mazzoni habe als leitender Angestellter im 1924 gegründeten Ministerium für Kommunikation, das »wie keine andere staatliche Institution den von der faschistischen Ideologie beanspruchten Modernisierungsauftrag« verkörpert habe, landesweit zahlreiche Bahnhofs- und Postgebäude geschaffen, welche die »wenn-gleich widersprüchliche Modernisierung Italiens durch die Diktatur widerspiegelt[en]«. Qualitativ gehöre Mazzonis Werk »zum wertvollen baulichen Erbe des 20. Jahrhunderts« (S. 9 f.).

Katrin Albrecht würdigt Angiolo Mazzoni (1894–1979) in einer Kombination von biografischen Skizzen, ausgewählten Werkanalysen und breiten Passagen zum historischen Hintergrund und zum Arbeitsumfeld des hochrangigen staatsbediensteten Architekten. Bemerkenswert in Albrechts Überlegungen zur Kontextualisierung erscheint ihre Deutung des faschistischen Regimes als einer über 20 Jahre hinweg in Intention und Wirkung modernisierenden Herrschaft, während der »dem Wiederaufbau und der systematischen Modernisierung der technischen und sozialen Infrastruktur des Landes, das heißt der öffentlichen Einrichtungen für Verkehr, Kommunikation, Energie- und Wasserversorgung, wie auch für Bildung, Gesundheit, Kultur, Sicherheit [!] und Verwaltung, einen hohen [sic] Stellenwert beigemessen« worden sei: »Das neue Regime erkannte, dass das Fundament einer ausgebauten, funktionierenden Infrastruktur nicht allein zweckdienlich war, sondern auch zu innenpolitischer und sozialer Stabilität beitrug, Konsens schaffte und folglich die eigene Macht und Leistungsfähigkeit festigen und gleichzeitig überzeugend repräsentieren konnte« (S. 108 f.). Die Neugründung des *Ministero delle Comunicazioni* sei für diese Züge faschistischer Herrschaft geradezu paradigmatisch gewesen. Seine Investitionen im Verkehrs- und Kommunikationsbereich hätten über ihren unmittelbaren praktischen Nutzen hinaus »den Fortschritt schlechthin« verkörpert »und vermochten daher die Modernität, die Konkurrenzfähigkeit und die nationale Größe Italiens hervorragend unter Beweis zu stellen« (S. 111). Diese Sichtweise ist als Hinweis auf *einen* Aspekt der Realitäten im faschistischen Italien berechtigt und sogar notwendig, weil sie Gründe für die zeitweilige Stabilität und die ephemeren Erfolge des Regimes verdeutlicht; sie wirft allerdings Fragen auf, wenn sie über Seiten hinweg mit Paraphrasen der Selbstdarstellung dieses Regimes etwa im Hinblick auf den Ausbau des Eisenbahnnetzes und -verkehrs in Italien, der Telekommunikation oder der Sozialfürsorge für die staatlich Beschäftigten in diesen Sektoren argumen-

⁷ Katrin Albrecht, Angiolo Mazzoni. Architekt der italienischen Moderne, Dietrich Reimer Verlag, Berlin 2017, 399 S., geb., 89,00 €.

tiert: Die Wiedergabe von Schaubildern und Leistungsbilanzen gerät leicht in die Gefahr einer bloßen Reproduktion von Regimepropaganda (S. 109–127).

Mazzoni entwarf und leitete als Chefarchitekt des Ministeriums Projekte zum Neubau von Postgebäuden und Bahnhofsanlagen in ganz Italien. Zahlreiche dieser Bauten untersucht Albrecht gemäß der Maßgabe von Harald Bodenschatz, es müsse »im Detail nachgewiesen werden«, dass »Architektur unter diktatorischen Verhältnissen durchaus qualitativ sein kann« (S. 10). So analysiert Albrecht mit Akribie, Fleiß und Hingabe – unter Beifügung nicht nur zahlreicher Abbildungen, sondern insbesondere auch von 48 äußerst beeindruckenden, ja suggestiven Farbtafeln – ausgewählte Bauten Mazzonis, verweist auf seine stete Auseinandersetzung mit historischen, landschaftlichen und stadtgeografischen Voraussetzungen und Determinanten der jeweils zu treffenden architektonischen Entscheidungen, auf die Funktionalität seiner Bauten und auf die oft überraschenden Lösungen im Hinblick auf Farbgebungen, Materialauswahl oder andere Ausstattungsdetails. Die Modernität und der von Albrecht postulierte künstlerische Wert dieser Bauten werden der Leserschaft gleichsam unwiderleglich vorgeführt: Kein aufmerksamer Leser und keine Leserin dieses Buches wird künftig Ostia Lido, Sabaudia oder Agrigent besuchen, ohne die dortigen faszinierenden Postämter in Augenschein zu nehmen; niemand wird darauf verzichten, in den Bahnhöfen etwa von Montecatini, Venedig oder Rom den Spuren von Mazzonis Wirken nachzuspüren. Die großen Bahnhofsbauten stehen im Übrigen letztlich für das Scheitern Angiolo Mazzonis an der Wirklichkeit der Planung und Vergabe von Großbauten im faschistischen Italien. In Florenz hatte Mazzoni um 1930 herum einen traditionalistischen Entwurf eingereicht, der im Vergabeverfahren einem modernistischen Projekt unterlag. Daraufhin reichte er für Venedig einen hochmodern anmutenden rationalistischen Entwurf des Empfangsgebäudes ein (Abb. 157 auf S. 160), dessen Realisierung von Mussolini persönlich angeordnet, von der lokalen Baukommission jedoch zurückgewiesen worden sei (S. 162) – ein bemerkenswerter Mosaikstein im Hinblick auf die Durchsetzungskraft der faschistischen Diktatur, wie überhaupt Albrechts Studie erneut vor Augen führt, dass die Faschisten ebenso wie die italienischen Behörden weit von einer einheitlichen, dirigistisch umgesetzten oder gar totalitären Auffassung von Kunst und Architektur entfernt waren; das Bauwesen im Königreich Italien präsentierte sich jedenfalls unter der faschistischen Regierung ausgesprochen vielgestaltig und pluralistisch. Für den Neubau der *Stazione Termini* in Rom schließlich, seinen bedeutendsten Auftrag, erarbeitete Mazzoni erst ein modernistisches, auch in städtebaulicher Hinsicht wegweisendes Projekt, dann, als er sich damit nicht durchsetzen konnte, ein den Wünschen des Regimes entsprechendes monumentalistisches, dessen Umsetzung, soweit sie das optisch und funktional entscheidende Kopfgebäude betraf, während der Kriegsjahre zum Erliegen kam – es wurde in der Nachkriegszeit von anderen Architekten in vollständig anderer Manier realisiert. Wie generell in seiner Fähigkeit, gleichzeitig mehrere gestalterisch und stilistisch ganz unterschiedliche Entwürfe für ein und dasselbe Projekt zu erstellen, was Albrecht wohlwollend als »ausgeprägt undogmatische Entwurfshaltung« charakterisiert (S. 13), erwies sich Mazzoni hinsichtlich dieser drei Bahnhofsprojekte und speziell des römischen als flexibel, anpassungsfähig, erfolgsorientiert – gar opportunistisch?

Gegen eine solche Interpretation verteidigt Katrin Albrecht ihren Protagonisten, indem sie ihm bezüglich des Bahnhofprojekts von *Roma Termini* eine »kompromissbereite Haltung« zugutehält, die »ihn letztlich aber nicht nur erneut den Auftrag, den er nach dem politischen Umbruch [von 1943/45] und seinem Ausscheiden aus der Eisenbahnverwaltung abtreten musste, sondern auch seinen Ruf als Architekt« gekostet habe (S. 164). Hier erheben sich aus der Sicht des Zeithistorikers Einwände gegen Albrechts architekturgeschichtlich überzeugende Arbeit: Sie stützt sich in ihren Wertungen offenkundig über weite Strecken auf Selbstzeugnisse aus dem Nachlass Mazzonis, der in einem Museum in Rovereto zugänglich ist und mit dessen Sichtung und Aufbereitung Mazzoni selbst Jahrzehnte beschäftigt war. So entsteht ein Bild Mazzonis, das ihn als letztlich unpolitischen Fachmann zeichnet, der seine überragenden Fähigkeiten dem Regime zur Verfügung stellte, weil er eben seiner Arbeit nachging. Gewiss wird *en passant* mitgeteilt, dass er im Januar 1926 Mitglied der faschistischen Partei »wurde« (S. 93) – die Wahl der passiven Form ist bezeichnend –, sich in seinen Publikationen gelegentlich mit Mussolini-Zitaten anzubiedern suchte (S. 81) und architektonisch allenthalben das Regimesymbol der Liktorenbündel spielerisch integrierte. Doch der entscheidenden Frage, wie es Angiolo Mazzoni mit dem Faschismus hielt, weicht Albrecht aus. Stattdessen erschließt sie aus noch dazu nur nebulös nachgewiesenen Aufzeichnungen Mazzonis das beklagenswerte Schicksal eines Mannes, der »in der unmittelbaren Nachkriegszeit vor allem aus politisch und persönlich motivierten Gründen seines Amtes enthoben wurde«. Er sei »als leitender Angestellter einer staatlichen Behörde im Gegensatz zu seinen freischaffenden Kollegen und untergebenen Mitarbeitern dem öffentlichen Säuberungsprozess besonders ausgesetzt« gewesen, seine Integrität »vorsätzlich und exemplarisch geopfert« worden, und er sei schließlich »beruflich und persönlich kompromittiert« geendet. Mazzoni selbst »zweifelte nie daran, dass einige der langjährigen Eisenbahnfunktionäre sein Verbleiben in ihren Reihen als hinderlich oder störend erachteten und seine Entfernung aus dem Dienst daher begrüßten, wenn nicht [...] sogar veranlassten – sei es aus eigennützigem Interesse, sei es zur Absicherung der eigenen Position, oder sei es aus Angst, wegen der eigenen faschistischen Vergangenheit selbst unter Verdacht zu geraten« (S. 101 f.). Albrecht belässt es bei dieser Selbstdarstellung eines offenkundig *politisch* gescheiterten und verbitterten alternden Mannes und fragt nicht, was er selbst in den vorangegangenen gut 20 Jahren zu diesem spezifischen Scheitern beigetragen haben mag. Sie lässt im Dunkeln, was es mit einem 1934 erschienenen Artikel Mazzonis mit dem Titel *Arte mussoliniana* auf sich hat, der zwar im Literaturverzeichnis erwähnt, aber nirgends analysiert wird. Und es gibt ihr nicht zu denken, dass der Faschist Mazzoni 20 Jahre lang freudig seinen Dienst im faschistisch regierten Königreich Italien versah, vor der Italienischen Republik aber 1948 erst einmal für sechzehn Jahre ins kolumbianische Exil flüchtete, vor einer Republik, die ihn übrigens nach Einstellung des gegen ihn gerichteten Säuberungsverfahrens seit 1951 mit der ihm zustehenden Pension bedachte, die ihm und seiner Ehefrau noch fast 30 Jahre lang ein auskömmliches Leben sichern sollte.

Anders als die eigenständigen, durchdachten und weiterführenden Arbeiten Beeses und Albrechts vermag die an der Berliner Humboldt-Universität entstandene kunstgeschichtliche Dissertation von Vera Simone Bader über »die Konstruktion ei-

ner italienischen Kolonialstadt« nicht zu überzeugen.⁸ Dem Untertitel des Buches zufolge geht es um Asmara, das Zentrum der italienischen Kolonie Eritrea. Und tatsächlich werden die Stadtplanung seit dem späten 19. Jahrhundert und einige der von italienischen Architekten und Ingenieuren entworfenen Bauten in Asmara auf einigen Dutzend Seiten abgehandelt. Weil das Material für Asmara offenbar nicht mehr hergab, finden sich plötzlich unvermittelt 30 Seiten über Addis Abeba, die Hauptstadt der 1936 geschaffenen Großkolonie Italienisch-Ostafrika, für das in dem Buch sogar ein brauchbarer zeitgenössischer Stadtplan reproduziert wird, den man für Asmara vergeblich sucht. Doch im Wesentlichen präsentiert sich diese Arbeit als ein Musterbeispiel von Uneigentlichkeit: Bader argumentiert kaum irgendwo induktiv und quellenanalytisch, sie verliert sich vielmehr – wiederum stark kulturwissenschaftlich inspiriert – in weitschweifigen, von anderen Autorinnen und Autoren entliehenen Erwägungen und Spekulationen, ohne irgendwo zu belastbaren eigenen Erkenntnissen zu gelangen, referiert wahllos über postkoloniale Studien oder Orientalismus und landet folgerichtig ebenfalls bei Kracauer und Benjamin, dessen omnipräsenten Beitrag »Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit« sie über Seiten hinweg paraphrasiert (S. 199–201 u. 206 f.). Das Ergebnis dieser Vorgehensweise sind erneute Phrasen oder inhaltsleere Sätze in teilweise arg verquaster Sprache: Koloniale Architektur habe dazu gedient, »den Einheimischen die eigentliche Macht vor Augen zu führen« (S. 31); »im Verlauf des Zweiten Weltkrieges kamen italienische Kriegsschiffe zum Einsatz« (S. 213); mit dem Bau eines Gouverneurspalasts konnte »eine Kulturalität durch die Ausgestaltung des Gebäudes erreicht werden, die schließlich auf den gesamten Raum übergriff« (S. 44); oder »Mussolini hatte die Idee entwickelt, einen Domus zu schaffen, der sich durch Klugheit, Moral und körperliche Leistungskraft auszeichnen und die Fähigkeit besitzen sollte, andere Völker zu beherrschen« (S. 72). Was hier gemeint sein mag, bleibt ebenso im Dunkeln wie ein Sinn der dem liberalen italienischen Ministerpräsidenten Francesco Crispi unterstellten »Vision von einem transatlantischen Italien mit unabhängigen Kolonien« (S. 33). Kaum haltbar sein dürfte die nicht belegte Behauptung, »von Anbeginn stand die Unterwerfung fremder Länder im Zentrum des faschistischen Gedankengebäudes« (S. 12). Bemerkenswert erscheint für die Zeit um 1900 der »Entschluss, Rom zur Hauptstadt der Republik auszubauen« (S. 62).⁹

Die Fruchtlosigkeit einer Arbeitsweise, die beinahe durchgehend als rein deduktiv und assoziativ gekennzeichnet werden muss und die auf eine eigenständige Aus-

8 *Vera Simone Bader*, *Moderne in Afrika. Asmara – Die Konstruktion einer italienischen Kolonialstadt 1889–1941*, Gebr. Mann Verlag, Berlin 2016, 288 S., geb., 49,00 €.

9 Anstelle einer Aufzählung von weiteren sachlichen und sprachlichen Fehlern, die die Arbeit durchziehen, sei anmerkungswise noch auf eine sprachliche Eigentümlichkeit der Verfasserin verwiesen, die allenthalben den banalsten Dingen durch ein vorangestelltes »äußerst« eine scheinbare Wichtigkeit zuweisen möchte: So finden sich ein »äußerst hoher finanzieller Aufwand« (S. 77), »äußerst fortschrittlich« (S. 81), »äußerst einflussreiche Mitglieder« und »eine äußerst wichtige Straße« (S. 84), eine »äußerst wirksame Barriere« und ein »äußerst prominenter Platz im Stadtplan« (S. 103), ein »äußerst geometrisches Grundmuster« (S. 123) gemäß »einem äußerst zentralistischen Prinzip« (S. 125), eine »äußerst klassische Komposition« (S. 186), ein »äußerst sakraler Charakter« (S. 191) sowie die Bewertung von Architektur als »äußerst italienisch« (Anm. 56 auf S. 256).

einandersetzung mit möglicherweise relevanten Quellen von vornherein verzichtet, sei exemplarisch erläutert. Die Hauptthese des Buches wird gleich einleitend vorgebracht und anschließend in verschiedenen Varianten wiederholt: Das Ziel der faschistischen Kolonialpolitik habe in »einer totalen Umgestaltung gesamt Italienisch-Ostafrikas« bestanden. »Für das ›neue Imperium‹, das heißt für das von den Faschisten [sic; tatsächlich waren es die königlichen italienischen Streitkräfte!] 1935 eroberte Äthiopien, aber auch für Eritrea und Somalia, sollte ein Gesamtkonzept entworfen werden, das Militär, Administration, Politik und Gesetzgebung vereinheitlichte und dem Architektur, Stadtplanung und Infrastruktur ein neues Gesicht verleihen sollten« – dem Konzept wohlgemerkt sollte offenbar ein Gesicht verliehen werden. Das faschistische Regime habe »für das ›neue Imperium‹ eine Raumrevolution« vorgesehen, »welche die politische Doktrin für alle Zukunft in Stein abbilden sollte« (S. 23 f.). Tatsächlich wird aber nicht ein einziges zentrales Schlüsseldokument vorgelegt, werden überhaupt keine einschlägigen Quellen ausgewertet, die diese Behauptung irgendwie untermauern, und es werden auch keine Aussagen führender faschistischer Politiker zitiert, die als Stütze dieser weitreichenden These dienen könnten. Selbst von dem eigens eingerichteten kolonialen Beirat der Regierung wurden offenbar keine entsprechenden Konzepte vorgelegt (vgl. S. 82–85), und »außer dem kolonialen Beirat in Rom« gab es ohnehin »keine weiteren Personen, Organisationen, Behörden, staatlichen oder parteieigenen Institutionen, die sich mit der Raumpolitik in den Kolonien tiefer gehend beschäftigten« (S. 121) – allein dieses Eingeständnis der Verfasserin führt ihre Konstruktion eines »umfassenden Konzeptes« (S. 122) faschistischer Kolonialpolitik ad absurdum. Die weitgehende Inhaltsleere ihrer Erwägungen zu einer spezifischen »faschistischen Raumorganisation« – so der Titel des dritten Kapitels – lässt Bader in ihrer Not auf einen von Patrick Bernhard vorgebrachten, von vornherein wenig einleuchtend erscheinenden Gedanken zurückgreifen, dem zufolge die italienische Politik in Ostafrika Vorbild für die nationalsozialistischen Vorstellungen von einer Neuordnung Osteuropas gewesen sei(n könnte), wie sie etwa im Generalplan Ost Niederschlag fanden.¹⁰ Am Ende von Baders fünf Seiten umfassenden Repetitionen und Mutmaßungen findet sich als einziges Ergebnis deren Ausgangspunkt: Es könne »die Frage aufgeworfen werden [...], ob die für Italienisch-Ostafrika vorgesehene Raumorganisation nicht sogar auf die von den Nationalsozialisten später entwickelten Planungen für die besetzten Ostgebiete Einfluss nahm« (S. 121–126, Zitat: S. 126). Quellen, die der Verifikation dieses bloßen Gedankenspiels dienen könnten, legt sie ebenso wenig vor wie seinerzeit Bernhard. Sie legt ja nicht einmal Quellen vor, die eine für Italienisch-Ostafrika vorgesehene Raumorganisation plausibel machen oder in nachvollziehbarer Weise vor Augen führen könnten.

Ein anderes Beispiel für Baders haltlose Spekulationen liefern ihre Überlegungen zur Fiat-Tankstelle in Asmara, die gegen Ende der 1930er-Jahre erbaut wurde und in deren architektonischer Gestaltung, in der sich rationalistische und futuristische Züge vermengen, ohne Weiteres Anklänge an die Gestalt eines Flugzeugs zu erken-

10 Vgl. Patrick Bernhard, Die »Kolonialachse«. Der NS-Staat und Italienisch-Afrika 1935 bis 1943, in: Lutz Klinckhammer/Amedeo Osti Guerrazzi/Thomas Schlemmer (Hrsg.), Die »Achse« im Krieg. Politik, Ideologie und Kriegführung 1939–1945, Paderborn/München etc. 2010, S. 147–175.

nen sein mögen. Vera Simone Bader verbindet das rein assoziativ mit Fiat-Kampflugzeugen, die in Äthiopien und Spanien im Einsatz waren, sowie mit dem Abwurf von Gasbomben im Abessinienkrieg, sieht in dieser Tankstelle »ein Symbol für die von den Faschisten als erfolgreich empfundene Okkupation« Ostafrikas und interpretiert sie »als Verweis auf die Mithilfe der von Fiat gebauten Maschinen und auf die von der Politik gefeierten Siege«. Als Argumentationshilfe dient neben sachfremden Erörterungen Walter Benjamins am Ende nichts als *persuasio*: »Es ist wohl kaum zu leugnen, dass die Tankstelle als ein an Zeit und Raum gebundenes Objekt den aufgezeigten Zusammenhang durch ihre ausgesuchte und auffallende Form herstellte; und es ist noch weniger zu bestreiten, dass sie auf diese Weise als Vermittlerin von faschistischen Inhalten diente« (S. 203–208). Doch, das ist zu leugnen und es ist zu bestreiten, solange die Verfasserin keinerlei zeitgenössische Dokumente vorlegt, die eine solche Interpretation in irgendeiner Weise plausibel erscheinen lassen.

Was bleibt nach der Lektüre dieser Doktorarbeit außer vagen Mutmaßungen haften? Vera Simone Bader bestätigt den Konsens der hier besprochenen Architektursturhistorikerinnen, dass sich die Baupolitik des Mussolini-Regimes heterogen und wenig einheitlich darstellte, dieses Regime Architektur für propagandistische Zwecke einsetzte, sich dabei »verschiedene kulturell-ästhetische Formen aneignete, um ideologische Aussagen zu treffen«, und »sowohl eine traditionelle als auch eine moderne Formensprache« zuließ, »ohne dass sich daraus ein faschistischer Stil entwickeln konnte« (S. 195). Die bedeutenden und gegenwärtig mehr denn je berühmten rationalistisch-modernistischen Bauten, die im italienisch beherrschten Asmara zwischen Mitte und Ende der 1930er-Jahre entstanden und die die Stadt bis heute prägen, wurden nicht von erstklassigen Architekten geschaffen, sondern von weitgehend unbekanntem Ingenieuren und Bauzeichnern. Sie stehen in keiner Weise für einen spezifischen Kolonialstil, sondern »spiegeln letztlich [...] die Architektur wider, die in Italien zu dieser Zeit entstand« (S. 195). Dasselbe gilt auch für die Sichtachsen und Aufmarschplätze, Verkehrsführungen und Grünanlagen, die die zumeist im Planungsstadium stecken gebliebenen Entwürfe für die Gestaltung der Kolonialstädte kennzeichneten. Spezifisch kolonialistisch erscheint am Ende allein die (wie wiederum in Italien selbst im Hinblick auf die Siedler übrigens auch klassengesellschaftliche) rassistische und ethnische Segregation der nichtitalienischen Bevölkerungsgruppen, die allerdings ebenfalls weitgehend im Planungsstadium verblieb, während Bader genügend Hinweise auf ein differenziertes Mit- und Nebeneinander von Italienern und Einheimischen in der Realität der königlich-faschistischen Kolonialgesellschaft liefert. Im Gedanken der ethnischen Trennung lag aber eben nichts spezifisch Faschistisches, wie nicht bloß die Kontinuität zur vorherigen Kolonialpolitik des liberal regierten Königreichs Italien aufzeigt, sondern vor allem die Einsicht der Verfasserin, dass »die Segregation der afrikanischen Bevölkerung [...] ohnehin von allen kolonialen Großmächten im Stadtaufbau vorausgesetzt« wurde (S. 119). Baders das Buch durchziehende Empörung über eine »der ethnischen Segregation« dienende Stadtplanung, »die der afrikanischen, aber auch der italienischen Bevölkerung die Herrschaftsverhältnisse demonstrativ vor Augen führen sollte« (S. 12), würde als geschichtswissenschaftliches Urteil an Relevanz ge-

winnen, wenn sie zeitgenössische Stimmen heranziehen könnte, die diesen Umstand beklagt und Alternativen aufgezeigt hätten. Das tut sie nicht.

Stattdessen, und das ist wirklich irritierend, weil sie nicht erläutert, wie das mit der Vorstellung eines besonders verabscheuungswürdigen faschistischen Rassismus oder auch nur einer »reaktionäre[n] Kolonialpolitik« (S. 71) in Einklang zu bringen ist, stellt Bader den Faschismus als eine generell in außergewöhnlicher Weise und besonders auch in Afrika der Modernisierung und dem Fortschrittsgedanken verpflichtete Bewegung und als ein entsprechendes Regime dar. Das diktatorische Regime habe »seine politische Doktrin in eine städtebauliche Sprache zu übersetzen« versucht, um »eine Zivilisierungsmission zu erfüllen, als europäische Führungsnation voranzuschreiten und Vorbild auch für andere Nationen zu sein«. Es sei Mussolinis Bestreben gewesen, »als Gründer eines neuen staatlichen Modells und als Vertreter eines modernen Lebensstils in die Geschichte einzugehen. Daher waren für die konzeptionellen Ideen in den Kolonien [...] Modernisierung und Entwicklungsvorsprung entscheidende Ansätze. Schließlich sollte Italien wieder zu dem gemacht werden, was es einst war: ein Land, das eine neue Leitkultur hervorgebracht hat« (S. 76). Allenthalben spricht Bader von einem »Erneuerungsprozess« in den italienischen Regionen Afrikas, von einem »Modernisierungsprozess in Äthiopien«, von einem »Kulturtransfer«, der »das ostafrikanische Land umfassend aufwerten« und »als zivilisatorische[s] Mittel dazu führen« sollte, »die Moral der einheimischen Bevölkerung zu steigern« (S. 105). Sehen so finsterner Kolonialismus oder reaktionäre Kolonialpolitik aus? Es bleibt völlig unklar und letztlich unerfindlich, was sich Vera Simone Bader dabei denkt, wenn sie unentwegt »ein faschistisches Imperium der Moderne« als »Vorhaben des Regimes« präsentiert (S. 120), einen faschistischen »Modernisierungsprozess« beobachtet (S. 187) und Mussolini das Ziel zuschreibt, nicht nur »Italien zu modernisieren« (S. 167), sondern auch »eine neue Kultur in Afrika« zu installieren, »eine Kultur, die das Zeitalter Mussolinis charakterisierte« (S. 223). Faschismus als Synonym für Kultur, Zivilisierung, Modernisierung, Moral – ist das als analytischer Ansatz ernst gemeint? Und was würde es für die einheimische Bevölkerung in Italienisch-Ostafrika bedeutet haben?

VII. Faschismus und Katholizismus

»Das katholische Italien in der Zeit des Faschismus« lautet der Titel eines der Beiträge, die Francesco Traniello, emeritierter Professor für Neuere Geschichte und Zeitgeschichte an der Universität Turin, mit seiner Aufsatzsammlung »Katholizismus und politische Kultur in Italien« in deutscher Übersetzung vorlegt.¹¹ Die in den vergangenen gut 30 Jahren entstandenen Artikel belegen eindrücklich die Sachkenntnis des einschlägig ausgewiesenen Verfassers, der mit den Methoden einer »erweiterte[n] politische[n] Ideengeschichte« – so Martin Baumeister in seinem Vorwort (S. 10) – seinen Gegenstand und die verschiedensten katholischen Akteure umkreist und gedankenreich erkundet, nur selten jedoch unter stringenter Fragestellung und

¹¹ *Francesco Traniello*, *Katholizismus und politische Kultur in Italien*, Aschendorff Verlag, Münster 2016, 318 S., kart., 29,80 €.

mittels präziser Begrifflichkeiten quellengestützt analysiert. Im Allgemeinen geht es Traniello um »die Verbindungen und Verzahnungen von Religion und politischer, nationaler und kultureller Identität«, die im Rahmen »der derzeitigen geschichtswissenschaftlichen Konjunktur« ebenso wie »die öffentliche Rolle der Religion« »generell wieder stärker ins Blickfeld der Geschichtsschreibung gerückt« seien: »Religion interessiert (wieder) als Motor sozialer Kohäsion, als Matrix kollektiver Identitäten« (S. 15 f.). Im Besonderen möchte der Verfasser einem »ganz eigentümliche[n] ›Sonderweg‹« nachspüren, der die italienische Nationalgeschichte »durch die Präsenz des Papsttums« geprägt habe, der Denkfigur der spezifisch »katholischen Nation«, die in der Wahrnehmung und Interpretation italienischer Geschichte über einen langen Zeitraum hinweg eine »Schlüsselrolle« eingenommen habe, und der »dichten Verzahnung von Nationalismus und Katholizismus [...], die schließlich unter dem Faschismus ihre Hochphase erlebte« (S. 17–19).

Obwohl die Mehrzahl der Beiträge des Bandes sich eher dem 19. Jahrhundert widmen – besonders Traniellos luzide Darlegungen zum Verfassungsdenken führender liberaler Katholiken im Zusammenhang der revolutionären und kriegerischen Auseinandersetzungen der Jahre 1848/49 oder seine biografische Skizze des Gründers der Salesianer-Kongregation, Don Giovanni Bosco, vermögen zu überzeugen –, finden sich auch zentrale Hinweise auf das wechselseitige Verhältnis von Faschismus und Katholizismus. So habe bereits seit dem späten 19. Jahrhundert die Vorstellung von einer spezifischen katholischen »Zivilisierungsmission« der italienischen Nation »potentiell imperialistische Züge« angenommen (S. 33), und während des Ersten Weltkriegs sei »die Bedeutung der Religion als Ressource, auf die man zwecks maximaler Mobilisierung zurückgriff«, gewachsen: »Massiv wurde ein katholischer, nationaler, ›italienischer Glauben‹ gepredigt, der Fundament und Garantie eines Kulturmodells zu sein schien, das es auch mit Waffen zu verteidigen galt« (S. 186). Weiterhin verwiesen die in der kirchlichen Hierarchie verbreitete und vom Episkopat vermittelte kulturpessimistische Zeitdiagnose »eines allgemeinen, rapiden Verfalls der Moral« und die »Klage über die gewachsene Bedrohung durch Sozialismus und Bolschewismus« (S. 187) auf gemeinsame Wurzeln und Grundlagen von katholischen und faschistischen Weltbildern, die die Symbiose von katholischer Kirche und faschistischem Regime zu erklären vermögen. Eine solche entwickelte sich tatsächlich, ungeachtet mancher Spannungen und Differenzen im Hinblick auf die politische Rolle der im Januar 1919 gegründeten, 1926 faktisch aufgelösten christlichen Volkspartei »Partito Popolare Italiano« (PPI) oder der Katholischen Aktion (»Azione Cattolica«) als dem Aushängeschild des weit verzweigten und in der italienischen Gesellschaft auch während der faschistischen Ära enorm einflussreichen katholischen Verbandswesens.

Zwar sei die »katholische Nation« nie zur Gänze in der »faschistischen Nation« aufgegangen, habe sich die katholische Kirche ihre institutionelle Autonomie erhalten – zumal »das faschistische Regime niemals ernstlich überlegt« habe, »die ›traditionelle Religion‹ des Volkes gänzlich abzuschaffen«, was übrigens dazu beitrug, dass » von kirchlicher Seite die Unterschiede zwischen Mussolinis Regierung und dem NS-Regime stärker betont wurden« und man sich von der deutsch-italienischen Annäherung seit 1936 wenig begeistert zeigte: Die »Hinwendung des faschistischen Regimes zum Nationalsozialismus, insbesondere die Anziehungskraft von

dessen biologisch begründetem Rassismus, alarmierte die vatikanischen Stellen und die mit ihnen verbundenen Presseorgane und intellektuellen katholischen Kreise«. Zu einem »Bruch« zwischen Katholizismus und faschistischem Regime sei es jedoch nicht gekommen und die Vertreter einer radikalen antifaschistischen Opposition aus von Gewissensgründen geleiteten katholischen Kreisen hätten sich stets in weitgehender Isolation befunden (S. 44–47); »Fälle von absolutem Dissens [...] blieben Einzelfälle« (S. 222). Vielmehr skizziert Traniello ein Bild, das eine positive Aufnahme der 1929 unterzeichneten Lateranverträge des Heiligen Stuhls mit dem Königreich Italien durch das katholische Establishment reflektiert, den wesentlichen Beitrag, den die Kirche zur Stabilisierung des Regimes im Zeichen gemeinsamer konservativer Werte fortan leistete, den Höhepunkt eines gemeinsamen Konsenses angesichts der kriegerischen Unterwerfung Äthiopiens 1935/36 und eine zumindest äußerlich ungebrochene Loyalität der Amtskirche gegenüber dem Regime auch nach dem Eintritt Italiens in den europäischen Krieg 1940, obwohl sich dagegen in der Umgebung des Papstes Bedenken aufgetan hatten. Tatsächlich waren noch im Juni 1939 Franz von Assisi und Katharina von Siena in traulichem Einvernehmen zwischen Kirche und Regime »zu Schutzheiligen der italienischen Nation« erhoben worden (S. 201). Resümierend spricht Traniello von einem italienischen »Nationalkatholizismus«, der unter dem Pontifikat Pius' XI. bei allen kritischen Ansätzen nie die Kraft zur durchgreifenden Distanzierung vom Faschismus und seinem Regime aufgebracht habe – von Pius XII. ist erstaunlicherweise in dem Beitrag über das katholische Italien und den Faschismus gar nicht erst die Rede: Er bricht 1939 unvermittelt ab. Jedenfalls scheint das Regime in dem Bemühen, die katholische Kirche in seinen Dienst zu stellen und für seine Zwecke zu instrumentalisieren, weitaus erfolgreicher gewesen zu sein als die kulturpessimistischen Teile der kirchlichen Hierarchie bis hin zu Pius XI. selbst, die sich einbildeten, ihrerseits den Faschismus katholisieren, das Regime als Medium zur Rekatholisierung Italiens nutzen und dadurch den mit der Moderne verbundenen vermeintlichen Gefährdungen von Moral und Gesittung begegnen zu können (S. 208–213).

Ein Glanzstück in Traniellos Aufsatzsammlung stellt der personengeschichtliche Beitrag zum politischen Denken des sizilianischen Priesters und Gründers der Volkspartei PPI Don Luigi Sturzo (1871–1959) dar, den Traniello überzeugend als »eine Persönlichkeit ersten Ranges in der demokratischen Kultur des 20. Jahrhunderts« würdigt (S. 249–283, Zitat: S. 263). Sturzo habe die Demokratie zu seinem zentralen Thema erhoben und sie als »gleichzeitig politisches und soziales Projekt« aufgefasst: Das liberale Italien der Vorweltkriegs- wie der frühen Zwischenkriegszeit sei »kein wirklich nationaler Staat«, vielmehr ein »national-bürgerlich-patriarchal« geprägter Klassenstaat, solange es den unteren Schichten und damit der breiten Masse der Bevölkerung verwehrt werde, »als aktive, autonome Subjekte das öffentliche Leben mitzugestalten«. Für diese erweiterte Partizipation der Staatsbürger gelte es, »die politischen Instrumente bereitzustellen«. Die besondere Qualität von SturzOs politischem Entwurf habe darin gelegen, »auf konstruktiven Konsens und aktive Beteiligung« sämtlicher Bevölkerungsgruppen abzielen und »mit Hilfe neuer politischer Formationen, das heißt mittels der Volksparteien, die Neugründung des Staates anzustreben« (S. 259–262). Als Handelnder im politischen Raum mittels seines PPI letztlich im Zuge der Herausbildung der faschistischen Dik-

tatur gescheitert, dachte Sturzo im britischen und dann im US-amerikanischen Exil weiterhin intensiv über die Transformation des liberalen in den demokratischen Staat nach, erkannte in seinen Zufluchtsstätten zunehmend auch ein politisches und gesellschaftliches Vorbild und baute seine Überlegungen zu einem radikalen Pluralismus als Grundlage seiner politischen Soziologie aus. Der »Democrazia Cristiana« (DC) sollte in diesem Sinne unter günstigeren Umständen weitaus mehr Erfolg beschieden sein als Sturzos eigener Parteigründung. Andererseits verlief in Traniellos Interpretation die jahrzehntelange Vorherrschaft der Christdemokraten in der Italienischen Republik parallel zu einer Säkularisierung der italienischen Gesellschaft, die so rasant und heftig vor sich ging, dass sie trotz aller scheinbaren institutionellen Stabilität der Kirche als »Indiz für die tatsächliche Fragilität des italienischen Katholizismus« zu verstehen sei und die Vorstellung einer »katholischen Nation« obsolet gemacht habe (S. 59–63).

Luigi Sturzo entwickelte sich seit 1922 nicht nur zu einem entschiedenen Gegner des Faschismus als mittels Gewalt und Rechtsbeugung agierender und regierender Kraft, er prägte als kritischer Interpret des faschistischen Regimes auch maßgeblich den Begriff des Totalitarismus zur Kennzeichnung einer neuartigen Form von diktatorischer Herrschaft. Einschlägige Texte aus Sturzos Feder in deutscher Übersetzung versammelt ein Band der vom Dresdener Hannah-Arendt-Institut verantworteten Reihe »Wege der Totalitarismusforschung«.¹² Sturzos Überlegungen zum Totalitarismus gehen weder von der Bedeutung spezifischer Weltanschauungen noch von bestimmten Herrschaftstechniken aus, sie analysieren vielmehr eine übersteigerte Form des im Staat des 19. Jahrhunderts wurzelnden Etatismus und gehen primär vom italienischen Faschismus aus. In dessen Vergleich mit dem Sowjetbolschewismus erkennt Sturzo eine Reihe von Entsprechungen und Berührungspunkten, ebenso aber auch von erheblichen Unterschieden etwa im Hinblick auf die fundamentale Rolle von tödlicher Gewalt im bolschewistischen Russland oder auf den dort erfolgten völligen Umsturz von Staat und Gesellschaft, während der Faschismus in Italien sozialkonservativ agiert und traditionelle Strukturen des italienischen Nationalstaats unangetastet gelassen habe. Gewiss bescheinigt Sturzo auch dem Faschismus das Ziel, eine Gewaltherrschaft zu errichten, doch litt die Ansätze »einer totalitären Umgestaltung« Italiens unter »dem Fehlen einer theoretischen Konzeption« (S. 89 f.); der Faschismus sei generell »mehr eine Methode als ein System« und lasse keine »Konzeption des *faschistischen Staates*« erkennen (S. 68; vgl. S. 78). Dazu gesellt sich ein Bild Mussolinis als eines Politikers und Parteiführers, der über keine Idee verfüge (S. 93), sich einmal so und ein anderes Mal so gebe, je nachdem, wie er es für nützlich befinde (S. 101 f.), verschiedene Masken trage, sich immer erneut der Situation anpasse, seine Methoden wechsele und überhaupt eine »wandelbare Psyche« an den Tag lege (S. 150–152, vgl. auch S. 232 f.).

Von besonderem Interesse erscheint Sturzos durchgehender kapitalismuskritischer Ansatz zur Interpretation der faschistischen Herrschaft. Bereits gegen Ende des Jahres 1922 prangerte Sturzo diejenigen an, die meinten, »die Welt des Besitzes

12 Luigi Sturzo, Über italienischen Faschismus und Totalitarismus, hrsg. von Uwe Backes/Günther Heydemann (Wege der Totalitarismusforschung), Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2018, 291 S., geb., 60,00 €.

und des Reichtums« könne am besten durch die Diktatur des Schlagstocks gerettet werden (S. 86), und wenig später beschrieb er einen Faschismus, der der »schmarotzerhaften Industrie« und der »Spekulation der Banken« diene, sowie »die Geschäftemacherei der Industriellen und der Großgrundbesitzer«, die Mussolinis Partei »unter Druck setzen« (S. 92 f.). Die organisierte Industrie des italienischen Nordens bezahle den Faschismus, damit er in ihrem ausbeuterischen Interesse die Eroberung Südtaliens betreibe und die Menschen dort ihrer ökonomischen und finanziellen Knechtschaft überlasse (S. 119), die reichen Schichten hätten sich der Diktatur zugewandt, »um darin Rettung zu suchen« (S. 247). Die antikapitalistischen Attacken des wackeren, der sozialen Reform verpflichteten Politikers und Gottesmanns kommen nicht ganz ohne antisemitische Anklänge aus, wenn er sich über die großen Trusts, die plutokratischen Kräfte und den »Strudel des *Mammon*« ereifert, über »die ungeheuren Interessengemeinschaften der Hochfinanz und der Großindustrie. Das ist eine riesige, vorwiegend jüdische Organisation, die als unabhängige und absorbierende Kraft Druck auf die Staaten und Völker ausübt« (S. 143 f.) – einschlägige kapitalismuskritische Stereotypen und spezifisch christlich-antijüdische Ressentiments finden hier zueinander. Gleichwohl ist es von analytischer Relevanz, dass Sturzo die Verantwortung der »Großgrundbesitzer, Bankiers und Herren verschiedener Couleur« benennt, die mit ihrer finanziellen Unterstützung und der Bereitstellung von Waffen und Geräten die faschistischen Gewalttaten und Erfolge der Jahre 1921/1922 erst ermöglicht hätten; Klassenegoismus habe sie zu der Vorstellung verleitet, die Faschisten für konservative Besitzinteressen instrumentalisiert zu können, doch habe der Faschismus seinerseits diese Gruppen »mit einem festen Band [...] an sich gebunden« (S. 173–175). Sturzo erkennt eine enge Symbiose zwischen Faschismus und konservativem Kapitalismus. Statt an einer Umverteilung des Reichtums zu arbeiten, sei der Faschismus, so Sturzo 1926, »nach und nach zu einem Vertreter der lebhaftesten und geschäftstüchtigsten konservativen Kräfte geworden [...]. Seine finanzielle und wirtschaftliche Politik entspricht den Forderungen dieser Klasse, die faktisch die faschistische Politik leitet.« Unter diesem Gesichtspunkt knüpfe der Faschismus »an die konservative italienische Tradition« an, »das heißt, er ist eine Strömung des ökonomischen Konservatismus in der Gestalt eines politischen Revolutionismus«, und er fungiere »als Exponent der wirtschaftlichen Strömungen und Interessen« (S. 256–258). Hier gelangte nicht etwa eine krude Agententheorie marxistischer Provenienz zum Ausdruck, Sturzo brachte vielmehr die vorwaltende sozialkonservative Tendenz der faschistischen Regierungspolitik ebenso präzise zum Ausdruck wie die mentale und personelle Verwobenheit faschistischer Führungskräfte mit den traditionellen sozioökonomischen Oberschichten des italienischen Nationalstaats. Sturzo verdeutlichte damit implizit zugleich die Kluft, die sich zwischen der vielfach gesellschaftsbewahrenden Realität der Diktatur Mussolinis und den totalitären und in Absicht wie Wirkung tatsächlich sozialrevolutionären Herrschaften bolschewistischer oder nationalsozialistischer Machart im Zeichen von Klassen- oder Rassenkampf mittels physischer Vernichtung auftrat.

Die in dem Band versammelten Texte bieten darüber hinaus Einblicke in die Programmatik und Politik des PPI¹³, erstklassige Zeitgeschichtsschreibung aus katholisch-antifaschistischer Perspektive und durchgehend die Selbstzeugnisse eines unerschrockenen, seine moralische Kraft und seine kämpferische Energie aus der Ethik des Christentums schöpfenden politischen Kopfes, der unbeugsam für ein konstitutionelles demokratisches System und die Grundrechte eintrat, für eine dezentralisierte, bürgernahe politische Ordnung, gesellschaftliche Selbstorganisation, Frauenwahlrecht, inneren und äußeren Frieden, Gerechtigkeit und Freiheit. Es spricht für Sturzos Urteilskraft, dass er nie an der schließlichen Überwindung der faschistischen Herrschaft zweifelte, von einer »extrem starke[n] demokratische[n] Realität« überzeugt war, die »in der ganzen modernen Welt gegenwärtig ist und kämpft« und aufgrund derer auch das faschistische Experiment in Italien »keinen imperialistischen, hegemonialen und diktatorischen Ausgang haben kann, sondern einen liberal-demokratischen haben muss« (S. 94). Es ist uneingeschränkt zu begrüßen, dass mit diesem gedanken- und inhaltsreichen Band wichtige Fragmente von Sturzos publizistischem Werk einer deutschsprachigen Leserschaft zugänglich gemacht werden.

Einen in seiner Einstellung zum faschistischen Regime gänzlich andersgearteten katholischen »Intellektuellen« stellt Patrick Ostermann ins Zentrum seiner Dresdener Habilitationsschrift, die sich in einer »gleichermaßen soziologische[n] wie historische[n] Studie« dem Schriftsteller und Germanistik-Professor Guido Manacorda (1879–1965) als Exponenten eines Grüppchens – sieben Männer – »faschistischer Katholiken« widmet.¹⁴ Den Anstoß zu dieser Arbeit erhielt Ostermann offenbar durch Renato Moro, den »renommiertesten Experten der Geschichte des politischen Katholizismus in Italien während des 20[.] Jahrhunderts«, »der seinen Rang als bester Kenner der Geschichte des katholischen Italiens im 20. Jahrhundert in zahllosen Veröffentlichungen immer wieder unter Beweis gestellt hat«, den »besten Kenner der Geschichte des italienischen Katholizismus« also (S. 1, 8 u. 55), wie Ostermann nicht müde wird zu betonen, um ihn dann im Namensregister als »Moro, Aldo« unterzubringen (S. 421). Mit ihm führte Ostermann am 16. Oktober 2008 ein Gespräch, in dem Moro ihm versicherte, Guido Manacorda sei »derjenige katholische Intellektuelle« gewesen, »der mit seiner Gruppe von Gleichgesinnten wie kein anderer im Zentrum des faschistischen Regimes stand« (S. 1). Diese Behauptung ermutigt Ostermann zu einer Reihe von steilen Thesen: Manacorda und seine Mitstreiter, unter ihnen als prominentester der Schriftsteller Giovanni Papini, hätten »in den 1930er und 1940er Jahren mit ihrem faschistisch-katholischen ›Denkstil‹ maßgeblich das Regime« gestützt (S. 36), ja »als ›Rechtfertigungsdenker‹ [...] das faschistische

13 Vgl. zu der maßgeblich von Sturzo gegründeten und bis 1923 geführten Italienischen Volkspartei auch den Beitrag von *Antonio Scornajenghi*, Partito Popolare Italiano: Ursprung und Organisation, in: *Stefano Cavazza/Thomas Großbölting/Christian Jansen* (Hrsg.), Massenparteien im 20. Jahrhundert. Christ- und Sozialdemokraten, Kommunisten und Faschisten in Deutschland und Italien (AURORA – Schriften der Villa Vigoni, Bd. 5), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2018, 268 S., geb., 52,00 €, S. 47–60.

14 *Patrick Ostermann*, Zwischen Hitler und Mussolini. Guido Manacorda und die faschistischen Katholiken (Elitenwandel in der Moderne, Bd. 21), De Gruyter Oldenbourg, Berlin/Boston 2018, VIII + 423 S., geb., 89,95 €, Zitat: Vorwort, S. V.

Machtgefüge nach Innen und Außen nachhaltig« stabilisiert (S. 378). Manacorda habe »als Wegbereiter des deutsch-italienischen Achsenbündnisses« fungiert (S. 1), ja »das Achsenbündnis als Emissär« angebahnt (S. 377). Darüber hinaus sei er »Berater des ›Duce‹« gewesen (S. 184), habe Mussolini »erheblich« beeinflusst und sei »maßgeblich an der fatalen Entscheidung des ›Duce‹ beteiligt« gewesen, »sich von den Westmächten ab[-] und NS-Deutschland zuzuwenden« (S. 376 f.). Hitler habe Manacorda »vertraut« (S. 2), und Mussolini »wusste« [!], dass er den »faschistischen Katholiken« »die Stabilisierung seines Herrschaftssystems verdankte« (S. 107).

Angesichts dieser vermeintlichen Leistungen ist es erstaunlich, dass, wie Ostermann lebhaft beklagt, Guido Manacorda »bislang in keiner wissenschaftlichen Disziplin Gegenstand systematischer Betrachtung« war und insbesondere die Historiker, sofern sie ihn überhaupt erwähnen, mit ihren »negativen Einschätzungen der Bedeutung seiner diplomatischen Tätigkeiten nicht gerecht werden« (S. 6–9 u. 122 f.). Tatsächlich findet Manacorda in der Hitler-Forschung gar nicht statt, in Mussolini-Biografien wird er als Randfigur ohne Funktion bestenfalls erwähnt, und in einigen Studien zu den deutsch-italienischen Beziehungen reicht es für ihn äußerstenfalls zu einem knappen Hinweis. Ostermanns Arbeit wird daran nichts ändern: Keine seiner weitreichenden Behauptungen weiß er durch aussagekräftige Quellen zu untermauern oder auch nur plausibel zu machen. Stattdessen führt er seine Leserschaft anhand von Selbstzeugnissen und Briefwechseln aus Manacordas Nachlass durch das Leben eines ausgeprägten Wichtigtuers und Hochstaplers, der sich zum »selbst ernannten Vermittler« (S. 165) zwischen Hitler und Mussolini oder gar zwischen dem Deutschen Reich und dem Heiligen Stuhl stilisierte, ohne dazu von irgendjemandem berufen zu sein, und ersichtlich ohne jeden Erfolg: »Über den fehlenden politischen Ertrag seiner Missionen [...] war sich Manacorda durchaus bewusst« (S. 212). Im Hinblick auf seine zentrale Behauptung zur Genese der deutsch-italienischen Annäherung seit 1935/36 gerät Ostermann sichtlich ins Schwimmen: Die Annäherung zwischen Hitler und Mussolini würde »ohne den Vermittler Manacorda so nicht erfolgt« sein – ohne ihn also nicht *nicht*, sondern *anders* –, »andererseits darf man die Rolle Manacordas nicht überschätzen« – das ist immer richtig und deshalb eine Nichtaussage –, »trotzdem ist deswegen das Wirken Manacordas keineswegs zu vernachlässigen« (S. 125). Welche Schlüsse lässt das zu? Es ist entscheidend, dass Ostermann weder aus dem Wirkungskreis Hitlers noch dem Mussolinis Zeugnisse vorlegt, die eine ausschlaggebende oder auch nur wichtige Rolle Manacordas nahelegen.

Eine irgendwie wesentliche Wirkung Manacordas in welcher Hinsicht auch immer würde verwundern angesichts der zahlreichen Charakterisierungen dieses Mannes, die Ostermanns Buch durchziehen und die er teilweise selbst formuliert, teilweise zeitgenössischen Äußerungen entnimmt, ohne ihnen zu widersprechen: Der Philosoph und Historiker Benedetto Croce etwa bezeichnete Manacorda als »eitlen und unklaren Kopf« (S. 36), der deutsche Romanist Victor Klemperer erkannte in Manacorda einen »schwachen« Menschen und zeigte sich fassungslos darüber, »daß so viel Sinnlosigkeit aus so reinem Herzen wachsen konnte und ringsum Unheil wirken mußte« (S. 41). Ostermann attestiert Manacorda »Naivität«, »politische Unbedarftheit«, ständiges »Selbstmitleid« und »larmoyante Selbstbeschreibungsmuster«, hält seine in den 1920er-Jahren vertretenen Vorstellungen für

»widersprüchlich, bruchstückhaft und unzusammenhängend«, »schwärmerisch-elegisch« oder »romantisch-schwärmerisch« und jedenfalls »rückwärtsorientiert«; Manacorda galt als »nachhaltig marginalisiert« und am Rande der »Lächerlichkeit« stehend, seine wissenschaftliche Arbeit wurde der »Oberflächlichkeit« geziehen (dies alles nur auf den S. 60–64). Auch nachdem er sich seit 1934 darum bemühte, »dem ›Duce‹ [zu] imponieren« und sich bei Hitler »interessant zu machen« (S. 123), blieb es bei »einem hohen Maß an Selbstüberschätzung«, »naive[n] Vorstellung[en]« und einer vollständigen Fehleinschätzung des Nationalsozialismus (S. 145). In seinen schriftlichen Berichten für Mussolini neigte Manacorda »zu Übertreibungen« (S. 153), »Prahlerien« und ständiger Hervorhebung seiner eigenen Person, dabei präsentierte er sich leicht durchschaubar und wenig glaubwürdig, immer »etwas zwielichtig« und von Vorstellungen geleitet, die »völlig unrealistisch waren« und auf »Wunschdenken« beruhten (S. 156, 160, 162, 179). Ins Schwarze trifft die Kritik eines anderen katholischen Schriftstellers, Domenico Giuliotti, der sich »über Manacordas Prosa lustig« machte, »die er als teilweise »unglaublichen Quatsch« bezeichnete« (S. 66): Die von Patrick Ostermann referierten oder zitierten Passagen aus Manacordas schriftstellerischem oder als wissenschaftlich deklarierendem Schaffen legen davon reichlich Zeugnis ab und bestätigen dieses Urteil durchgehend – es gilt übrigens offenkundig auch für das Opus der weiteren sechs »Intellektuellen«, die Ostermann zu den »faschistischen Katholiken« zählt. Ostermann selbst spricht mitunter von einer »zweifelsohne absurde[n] Mischung konfuser Ideen und Stereotypen« (S. 357) oder von »absurden Auslassungen« (S. 380). In der Konsequenz präsentiert Ostermann – detailverliebt und immerhin quellennah – ein skurriles Panoptikum grotesker und völlig nichtssagender Gestalten im Umkreis eines versponnenen Selbstdarstellers, und niemand wundert sich, in Anmerkung 338 (S. 102) auf ein Buch mit dem Titel »Esoterismo e fascismo« verwiesen zu werden.

Dennoch gilt Guido Manacorda für Patrick Ostermann als ein »faschistisch-katholischer Denker« (S. 213). Das Material, das er präsentiert, lässt es fraglich erscheinen, ob Manacorda jemals irgendetwas *dachte*. Ostermann möchte eine Synthese von Katholizismus und Faschismus, eine »Fusion von christlichem und faschistischem Glauben« inklusive »einer religiösen Verklärung Mussolinis«, gar »eine einheitliche, alle Seinsbereiche umfassende antirationalistische, ästhetisch wie politisch homogene faschistisch-katholische Weltdeutung« als gemeinsames Projekt der »faschistischen Katholiken« herausarbeiten (S. 75) und scheitert daran, weil es seiner Arbeit an Zielstrebigkeit, analytischer Präzision und darstellerischer Kohärenz fehlt. Es bleibt rätselhaft, wie es einer obskuren Gruppierung, die es nie vermochte, »ihre Isolierung und gesellschaftliche Marginalisierung zu überwinden«, die sich selbst als »nur ein paar Fanatiker« bezeichnete und die »bestenfalls [...] eine politische Sekte« bildete (S. 379 u. 287), gelungen sein soll, mittels ihres »Denkstils« die faschistische Herrschaft zu stabilisieren. Ostermann scheitert auch an grundlegenden handwerklichen Aspekten geschichtswissenschaftlicher Arbeit: Er erhebt den Anspruch, »Weltwollungen« zu erforschen (S. 257), und entziffert dem Leser allen Ernstes ein »Treuebekenntnis ›Unque q[uo]d mortem‹« (sic!, S. 196). Das Buch ist miserabel lektoriert, voller Redundanzen und enthält zahllose sachliche Fehler.

Wie vollkommen abwegig die von Patrick Ostermann erhobene Vorstellung ist, sieben verschrobene katholische Literaten, die sich zwischen selbst gewähltem Ere-

mitismus, nationalistischem Missionarismus und antisemitischen Attitüden bewegten und über keinerlei Breitenwirkung verfügten, hätten maßgeblich die faschistische Herrschaft stabilisiert, erweist die Lektüre der profunden Studie David Kertzers über Papst Pius XI., Benito Mussolini und die Beziehungen zwischen dem Heiligen Stuhl beziehungsweise der katholischen Kirche in Italien und dem faschistischen Regime.¹⁵ Der US-amerikanische Anthropologe und Professor für Italienische Studien analysiert auf einer beeindruckenden Grundlage von archivalischen und veröffentlichten Quellen sowie einschlägigen Darstellungen – tatsächlich legt Kertzer in einer selten gewordenen vorbildlichen Manier stets Rechenschaft über die Herkunft seiner Erkenntnisse ab – die weitreichenden Sympathien des katholischen Establishments im Vatikan und in Italien für den Faschismus, der als rettende Ordnungsmacht im Angesicht vermeintlicher liberaler, demokratischer, parlamentarischer, sozialistischer oder kommunistischer Bedrohungen nahezu uneingeschränkte Unterstützung fand und dessen Herrschaft sofort begrüßt wurde, von dem leidenschaftlichen Bibliothekar Achille Ratti (1857–1939), der im Februar 1922 als Pius XI. zum Papst erhoben worden war, von vatikanischen und jesuitischen Würdenträgern und vom überwiegenden Teil des italienischen Weltklerus. Kertzer belegt eine durchgehende Symbiose der beiden autoritären Herrschaften: Mussolini mutierte in einer der für ihn charakteristischen Wandlungen vom dezidiert antiklerikalen Sozialrevolutionär zum scheinbaren Vorzeigekatholiken und überhäufte die katholische Kirche in Italien seit seinem Regierungsantritt mit Privilegien, die eine radikale Abkehr vom laizistischen Gebaren des liberalen italienischen Staates bis 1922 bedeuteten – der Staat bezahlte nun für Pfarrer und Kirchengebäude, ließ demonstrativ Kreuze in öffentlichen Gebäuden anbringen und führte katholischen Religionsunterricht in den Schulen ein, Priester und Seelsorger dienten bald in der Armee und in faschistischen Jugendorganisationen. Gleichzeitig spielte der Vatikan, der ohnehin »für demokratische Regierungen nicht viel übrig« hatte (S. 72), durch seine offene Unterstützung »eine große Rolle bei der Legitimierung des neuen Regimes« (S. 69 f.). Dass mit den Lateranverträgen vom Februar 1929 nach Jahrzehnten ungeklärter Zustände nun endlich ein Ausgleich zwischen dem neu geschaffenen Vatikanstaat und dem Königreich Italien zustande gekommen war, hielt Pius in erster Linie dem faschistischen Diktator persönlich zugute: »Die Bezeichnung Mussolinis als von der Vorsehung gesandter Mann durch den Papst[] sollte von Bischöfen, Priestern und katholischen Laien in den kommenden Jahren tausendfach wiederholt werden«, und »Mussolini, der die begeisterte Unterstützung der italienischen Geistlichen genoss, nahm nun fast gottähnliche Züge an« (S. 127 u. 179).

Obwohl im Rückblick keine Zweifel bleiben, dass Mussolini »seine Herrschaft durch die Macht der Kirche festigen« wollte und »in seinen Augen [...] katholische Geistliche nur Diener der faschistischen Regierung sein« sollten, »Werkzeuge, die dem Regime öffentliche Unterstützung sicherten« (S. 138), ließen sich Pius XI. und seine Mitarbeiter nur zu gerne auf das vermeintliche Angebot des Diktators ein, »das Wesen eines katholischen Staates und eines katholischen Volkes wiederherzustellen« (S. 117), verfolgte der Papst doch genau dieses Ziel einer umfassenden »Re-

15 David I. Kertzer, *Der erste Stellvertreter. Pius XI. und der geheime Pakt mit dem Faschismus*, wbg Theiss, Darmstadt 2016, 607 S., geb., 38,00 € (zuerst engl. 2014).

christianisierung der italienischen Gesellschaft« (S. 75), ja im Grunde die »mittelalterliche Vision«, »das Reich Christi auf die Erde zu holen« (S. 68). In der irdischen Realität erstellte der Vatikan bereits im September 1923 ein »Programm der Zusammenarbeit der Katholiken mit der Regierung Mussolini« und wies »die Bildung einer katholischen Massenunterstützung« für sie an (S. 83). Er hielt während der Matteotti-Krise an Mussolini fest – der Papst persönlich versicherte in diesem Zusammenhang, »italienische Katholiken könnten niemals mit Sozialisten zusammenarbeiten (S. 94 f.) – und im März 1929 unterstützte der Vatikan im Zuge der »Wahlen« zum Abgeordnetenhaus per Einheitsliste »Mussolinis Kampagne mit aller Kraft« (S. 133). Die katholische Presse und selbst die Katholische Aktion kollaborierten mit den Sicherheitsorganen des faschistischen Regimes im Kampf gegen moralischen Verfall, um sittliche Werte und weiblichen Anstand (S. 179–183), während der katholische Klerus »eine entscheidende Rolle« dabei spielte, »dem Mussolini-Kult eine religiöse Note zu verleihen«; »große faschistische Rituale begannen üblicherweise mit einer Frühmesse« (S. 191). Der Eroberungskrieg gegen das Kaiserreich Äthiopien wurde vom gesamten katholischen Establishment Italiens begeistert und ohne jegliche Vorbehalte unterstützt. Selbst an den Rassegesetzen des faschistischen Regimes fanden die vatikanischen Führungsgremien wenig anderes auszusetzen als die Implikationen für katholisch getaufte ehemalige Juden und für bestimmte kirchlich geschlossene Ehen. In Kertzers Interpretation leistete der Vatikan einem wenn auch nicht rassistisch, so doch religiös, kulturell, wirtschaftlich und gesellschaftlich begründeten Antisemitismus seit Jahrzehnten Vorschub, insbesondere in seinen Presseorganen »Osservatore Romano« und »La Civiltà Cattolica«, auf deren Publizistik sich sogar faschistische Eiferer mit Genugtuung berufen konnten: Noch im August 1938 »bot die Vatikanzeitung ein Muster für antisemitische Gesetze, das Mussolini keine drei Wochen später verwirklichte« (S. 317 f.) – unwiderleglich verweist Kertzer präzise auf spezifische christlich-katholische Einflüsse und sogar Forderungen als *einen* Beitrag auf dem Weg zur antisemitischen Kehrtwende der faschistischen Politik 1938, zumindest was deren Akzeptanz in Teilen der Bevölkerung betraf. Der Vatikan ließ sich leicht dazu bewegen, die italienischen Rassegesetze hinzunehmen.

Insgesamt zeichnet Kertzer das Bild eines umfassenden Versagens von Papst Pius XI. im öffentlichen, politischen Raum im Umgang mit dem italienischen Faschismus. Immerhin wusste der Vatikan »zwischen den beiden totalitären Staaten« Italien und Deutschland »zu differenzieren« (S. 278), zeigte der Papst sich in der Einschätzung des nationalsozialistischen Regimes realistischer, erkannte er, »dass die größte Gefahr für das Christentum von den Nazis ausging« (S. 224), versicherte er dem italienischen Botschafter Ende 1937, »man könne von Deutschland nichts Gutes erwarten« (Anm. 13 auf S. 505), suchte er gegen Ende seines Lebens »die Italiener vor den Nazis [zu] warnen« (S. 363). Doch seine öffentlichen Stellungnahmen blieben unverbindlich und wenig konkret. Pius XI., der sich nie scheute, die bolschewistische Herrschaft zu verdammen, fand nicht den Willen und die Energie, sein hier und da aufscheinendes Unbehagen an den Weltanschauungen und Realitäten faschistischer und nationalsozialistischer Herrschaft in eine grundlegende, für die katholische Welt verbindliche Anklage und Verurteilung dieser Diktaturen umzuwandeln. Und längst hatte mit Eugenio Pacelli (1876–1958) »ein Freund der faschisti-

schen Regierung« (S. 164) als Kardinalstaatssekretär die Leitung der vatikanischen Diplomatie übernommen, der nicht nur »den alten und reizbaren Pius XI. an allem zu hindern« suchte, »was die Zusammenarbeit des Vatikans mit dem Regime stören konnte« (S. 408), sondern der als ehemaliger Nuntius im Deutschen Reich darüber hinaus früh in dem Ruf stand, »dass er die Deutschen klar bevorzugt« (S. 171) und auch als Papst Pius XII. »die Nazis nicht öffentlich kritisieren werde« (S. 383). Die päpstliche Verdammung von Faschismus und Nationalsozialismus blieb aus. – Kertzers Stil wird man als eher journalistisch charakterisieren dürfen; von der üblichen Prosa deutschsprachiger Zeitgeschichtsforschung ist er jedenfalls weit entfernt. Der Sache nicht dienlich sind seine vielfachen munkelnden Verweise auf »geheime Handel« oder »Pakte« zwischen vatikanischen und faschistischen Mittelsmännern, noch weniger sein ausgeprägtes Interesse an Mussolinis Sexualleben oder den sexuellen Vorlieben und mitunter auch illegalen Verfehlungen weiterer faschistischer Funktionäre, vor allem aber geistlicher Würdenträger. Manches wird generell zu sehr personalisiert. Und die in Kertzers Studie untersuchten Sachverhalte sind an sich überwiegend weder neu noch originell. In der Zusammenschau und engagierten Interpretation bieten sie aber eine pointierte, lesens- und beachtenswerte Grundlage für jede weitere Beschäftigung mit der Thematik, die sich nicht gut kommentarlos beiseitelegen lässt.

Anders als es der offensichtlich auf ein vermehrtes Publikumsinteresse abzielende deutsche Untertitel »Die vergessene Geschichte der Juden im besetzten Rom 1943/44« suggeriert, behandelt auch das Buch des italienischen Historikers Andrea Riccardi über die neun Monate der deutschen Besatzungsherrschaft in Rom vorrangig Probleme der katholischen Kirche im Beziehungsgeflecht von Papst Pius XII., dem Vatikanstaat, den Repräsentanten des Deutschen Reichs und den verbliebenen italienischen Behörden und Institutionen.¹⁶ Der Verfasser, ein Universitätshistoriker mit erheblicher öffentlicher Präsenz in offenkundiger Nähe zum Katholizismus und daher weit entfernt von David Kertzers kritischem Impetus, schildert die dramatischen Folgen, die der italienische Waffenstillstand Anfang September 1943 und der nachfolgende Einmarsch deutscher Besatzungskräfte für die Bevölkerung der italienischen Hauptstadt mit sich brachten: Hunger, Unsicherheit, allgegenwärtige Bedrohung und daraus resultierend Zehntausende Menschen, die auf der Suche nach sicheren Unterkünften und Versteckmöglichkeiten waren. Riccardi spricht von »schätzungsweise [...] zwischen 200.000 und 400.000 Menschen«, »die sich in Rom in jenen Monaten versteckten« (S. 34) – wie diese Schätzung zustande kommt, bleibt offen. Es handelte sich um Kriegsflüchtlinge aus anderen Gebieten Italiens, um italienische Wehrdienstverweigerer und entkommene – auch alliierte – Kriegsgefangene, um Widerständler und politisch Verfolgte, und eben auch um eine erhebliche Zahl von Juden, mutmaßlich an die 10.000, die vor den deutschen Besatzern und deren radikalfaschistischen oder auch bloß geldgierigen italienischen Helfern Schutz suchten und fanden.

16 *Andrea Riccardi*, *Der längste Winter. Die vergessene Geschichte der Juden im besetzten Rom 1943/44*, wbg Theiss, Darmstadt 2017, 462 S., geb., 29,95 € (zuerst ital. 2008 mit dem treffenderen Untertitel »Pio XII, gli ebrei e i nazisti a Roma«).

Institutionen der katholischen Kirche in Rom nahmen viele dieser Schutzsuchenden bei sich auf, boten ihnen Unterschlupf in exterritorialen vatikanischen Gebäuden und in Männer- und Frauenklöstern und Ordensgemeinschaften. Darunter befanden sich um die 4.500 als Juden verfolgte Italiener und jüdische Flüchtlinge aus anderen Teilen Europas (S. 290) – der Anteil der katholischen Kirche an der Rettung von Juden vor den deutschen Mördern ist damit in Rom durchaus als beträchtlich einzuschätzen, wie Riccardi nicht ohne berechtigte Genugtuung deutlich macht – sowie neben anderen Gruppen von Zivilisten und Militärs auch hochrangige Vertreter der organisierten antifaschistischen Opposition: Zeitweise seien im Lateran »verschiedene Politiker und im Grunde genommen die gesamte Spitze des CLN«, des zentralen Komitees der Nationalen Befreiung, als Schutzbefohlene versammelt gewesen (S. 62), etwa der führende sozialistische Funktionär Pietro Nenni oder der christdemokratische spätere Ministerpräsident Alcide De Gasperi. Der Verfasser verschweigt nicht, dass die Kirche auch abgehalfterten faschistischen Funktionären und Offizieren der Königlichen Italienischen Armee Zuflucht bot und sie bald auch ebenso abgehalfterten Nationalsozialisten bieten sollte. Riccardi weiß im Allgemeinen zu differenzieren: Er kennt philofaschistische Repräsentanten des Heiligen Stuhls ebenso wie um Kooperation zwecks Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung in der Stadt bemühte Vertreter des Deutschen Reichs, römische Polizisten, die Juden vor Razzien warnten, ebenso wie den seit Februar 1944 amtierenden römischen Polizeipräsidenten Pietro Caruso, der in seiner Behörde noch einmal den spätfaschistischen antisemitischen Eifer zu befeuern bemüht war. Allerdings bleibt Riccardis Fähigkeit zur kritischen Analyse begrenzt, so wenn er den Kriegsminister und Befehlshaber der Streitkräfte der *Repubblica Sociale Italiana* Marschall Rodolfo Graziani geradezu als Menschenretter und Unterstützer des *Comitato di Liberazione Nazionale* darstellt (S. 77–79), ohne im Geringsten darauf hinzuweisen, dass derselbe Graziani als führender General des faschistischen Regimes für furchtbarste Kriegsverbrechen und Massaker in den italienischen Kolonien Libyen und Äthiopien maßgeblich verantwortlich gewesen war.

Insgesamt vermittelt das Buch ein lebendiges, kaleidoskopartiges Bild der Zustände im besetzten Rom und des Wirkens katholischer Geistlicher und ihrer Institutionen im Bemühen um den Schutz von Menschen gleich welcher Religion vor den Verfolgungsmaßnahmen sozialrepublikanischer Behörden und nationalsozialistischer Invasoren. Wenn Riccardi ein Anliegen zielstrebig verfolgt, dann besteht es in der Entlastung des Papstes Pius XII. gegenüber allen möglichen Vorwürfen, die aus einer kritisch fragenden Geschichtswissenschaft und Öffentlichkeit immer wieder gegen dessen zurückhaltende Politik vorgebracht worden sind. Der Vatikan sei während des Zweiten Weltkriegs machtpolitisch »eher schwach« gewesen und »Pius XII. war sich dieser Schwäche bewusst. Sie veranlasste ihn dazu, vorsichtig zu sein« (S. 19). Die vatikanische Diplomatie sei von »Gutgläubigkeit« geprägt gewesen, zumal sie »das Phänomen Nationalsozialismus nur schlecht kannte« (S. 161) – wir befinden uns hier im Herbst 1943! Der Papst habe angesichts der nationalsozialistischen Verbrechen und insbesondere der Ermordung der Juden geschwiegen und Schweigen geboten, »um größeres Übel zu vermeiden«. Er »ahnte«, dass im Falle einer öffentlichen expliziten Verurteilung des Gebarens der Nationalsozialisten »die Nazis dann noch grausamer gegen Katholiken und Verfolgte vorgehen würden. Er

glaubte, dass ein Machtwort des Papstes all diejenigen, die ohnehin schon litten, in noch größeres Unglück stürzen würde« (S. 330 f.). Kritische Geschichtswissenschaft mag anders aussehen. Immerhin »fühlte Pius XII., dass die Kirche Roms für die Juden und für viele andere zu einem Ort der Zuflucht werden musste« (S. 329). Riccardi vermag es durchgängig plausibel zu machen, dass Pius von den durch Repräsentanten seiner Kirche unternommenen, nicht ohne Risiko vor sich gehenden Rettungsaktionen wusste und sie billigte, möglicherweise sogar zu ihnen ermutigte.

VIII. Faschistische Judenverfolgung und italienische Besatzungspolitik im Zweiten Weltkrieg

Zu einem ganz ähnlichen Ergebnis gelangt auf einem anderen Weg Silvano Longhi in seiner Münchener, von Martin Baumeister betreuten Dissertation über die italienischen Juden und Jüdinnen, die sich von 1943 bis 1945 in der Schweiz im Exil befanden, um dort der Verfolgung durch die Vertreter der deutschen Besatzungsmacht in Italien und ihrer sozialfaschistischen Kollaborateure zu entgehen.¹⁷ Longhi beschäftigt sich ausführlich mit der Hilfe, die von der Schweiz aus durch verschiedene Organisationen, unter anderem koordinierend durch das italienisch-jüdische Hilfswerk *Delasem* (*Delegazione per l'assistenza degli emigranti ebrei*) unter seinem unermüdlichen Leiter Lelio Vittorio Valobra für die nach der deutschen Besetzung im nördlichen Italien verbliebenen Juden geleistet wurde. Es handelte sich zeitgenössischen Schätzungen zufolge um 15.000 bis 20.000 Menschen, die in einem italienischen Umfeld unter nationalsozialistisch-sozialrepublikanischer Bedrohung überleben konnten, und zwar durch die Unterstützung der Mehrzahl ihrer nichtjüdischen italienischen Mitmenschen, teilweise selbst faschistisch-italienischer Verwaltungen, nicht zuletzt aber des katholischen Klerus und seiner Mitarbeiter: Katholische Stellen spielten weit über Rom hinaus eine wesentliche Rolle bei der Verteilung von über die Schweiz transferierten Hilfgeldern für verborgen lebende Juden im deutschen Herrschaftsbereich Norditaliens, bei der Organisation falscher Ausweispapiere und Lebensmittelpässe, aber überall auch bei der Bereitstellung von Aufenthaltsorten und Verstecken in kirchlichen Einrichtungen. Und weil zahlreiche Bischöfe und engste Mitarbeiter des Papstes davon wussten und in die Hilfsleistungen einbezogen waren, gelangt Longhi zu dem Schluss, es sei »mehr als wahrscheinlich, dass auch Papst Pius XII. involviert war. Er hielt sich im Hintergrund, nahm aber billigend zur Kenntnis, was seine Untergebenen für die Juden taten« (S. 313–329 u. 336 f., Zitat: S. 322). »Die Zusammenarbeit mit dem Klerus« war aus der Perspektive ihrer in der Schweiz in Hilfsorganisationen tätigen Glaubensgenossen »offensichtlich von entscheidender Bedeutung für das Überleben vieler Juden« in Italien zwischen 1943 und 1945 (S. 470).

Longhis Anliegen erscheint zunächst lapidar: »Diese Studie beschäftigt sich mit dem Leben der italienischen jüdischen Flüchtlinge in der Schweiz nach dem 8. Sep-

¹⁷ Silvano Longhi, *Exil und Identität. Die italienischen Juden in der Schweiz (1943–1945)* (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom, Bd. 133), Walter de Gruyter, Berlin/Boston 2017, X+530 S., geb., 133,95 €.

tember 1943 bis zu ihrer Heimkehr im Juli 1945.« Zentrales Ziel sei es, »zu beschreiben [!], wie sie im Exil lebten, was sie dort taten[,] und vor allem die Frage [zu beantworten], welchen Einfluss das Exil auf sie hatte, auf ihre jüdische Identität, auf ihr Verhältnis zur Heimat und zur nichtjüdischen Bevölkerung sowie auf ihre Zukunftserwartungen in Italien« (Einleitung, S. 4). Das Ergebnis ist ein respektables, auf der Auswertung einer Fülle von Akten, Briefen und Aufzeichnungen sowie Erinnerungsschriften basierendes und stets quellennah argumentierendes handbuchartiges Kompendium zu allen erdenklichen Aspekten jüdisch-italienischen Flüchtlingsdaseins in der Helvetischen Konföderation, das mehr als 4.000 Menschen betraf. Longhi liefert darüber hinaus einen Abriss des Forschungsstands zur Flüchtlingspolitik der Schweiz seit 1933, die nicht frei von Antisemitismus gewesen sei, sich durch Engherzigkeit ausgezeichnet und durch Zurückweisungen an der Grenze eine Mitschuld an der Ermordung ungezählter Menschen im deutschen Herrschaftsbereich auf sich geladen habe. Der Verfasser scheut nicht vor – für die Beurteilung von Verfolgungsmaßnahmen des faschistischen Regimes aufschlussreich – Vergleichen zurück: Viele Juden konnten 1942/43 »in den von den Italienern besetzten Gebieten Südfrankreichs einen besseren Schutz finden als bei den Schweizern« (S. 22 f.). »Politische Verbannte im faschistischen Italien« – die an einen entlegenen Zwangswohntort verwiesenen *confinati* – hätten »mehr Freiheit genossen als die Flüchtlinge in den militärischen Lagern« der Schweiz, in denen »ein streng militärisches Regime« herrschte, »das sie zunächst jeglicher Rechte beraubte und zur Ohnmacht verurteilte«. »Jugoslawische Kameraden« – Juden aus Jugoslawien, die vor der von Deutschen und Kroaten ausgehenden Gefährdung ihres Lebens in den Hoheitsbereich des Königreichs Italien geflohen waren – sahen sich »von den Schweizern deutlich schlechter behandelt« als zuvor in einem »Italien, das schon im Krieg war und die Rassengesetze hatte« (S. 68 u. 77 f.).

Longhis gründliche Studie enthält wertvolle weitere Hinweise auf die Qualität der faschistischen Judenverfolgung vor dem Einmarsch deutscher Truppen in Italien.¹⁸ Bis in den Sommer 1943 hinein habe Italien »trotz eigener Rassengesetze eher als Zufluchtsland für europäische Juden« gegolten; die italienischen »Juden hatten sich kaum je so bedroht gefühlt, dass sie ihre Heimat in Richtung Schweiz verließen« (S. 27). Die überwiegende Mehrzahl der Italiener jüdischen Glaubens habe auch während der faschistischen Herrschaft ihre italienische Identität weitaus stärker empfunden als ihre jüdische, ihre »Vaterlandsliebe als Ausdruck einer tief verwurzelten italienischen Identität« sei ungebrochen geblieben (S. 412). Dass sich diese »ihre Identität bis 1943 kaum wandelte, lag auch daran, dass Mussolinis Antisemitismus nicht gewaltsam war und dass der ›Duce‹ die Juden nicht daran hinderte, weiter Juden zu sein« (S. 339): »Trotz Diskriminierung und Marginalisierung« durch die faschistischen Rassengesetze und die darauf aufbauenden einschlägigen Verordnungen »scheinen sich die Juden in Italien einigermaßen wohl gefühlt zu haben – vom Verfolgungsdruck, wie er in Tagebüchern deutscher und österreichischer Juden häufig zu spüren ist, findet sich hier kaum eine Spur«, folgert Longhi angesichts der aus dem Schweizer Exil überlieferten Zeugnisse. »Vor der Ankunft

18 Völlig deplatziert wirkt allerdings in diesem Kontext der unreflektierte Gebrauch des Begriffs »Sonderbehandlung« durch den Verfasser: vgl. S. 49, 164, 195 f. und 221.

der Deutschen in Italien mussten ich und meine Familie nie irgendeine Verfolgung ertragen«, lautet eines aus einer Reihe einschlägiger authentischer Zitate, denen Longhi Plausibilität zubilligt (S. 413–416).

Gewiss bedeuteten »die Rassengesetze von 1938 [...] eine dramatische Zäsur im Leben der meisten italienischen Juden« (S. 338), doch »die tödliche Gefährdung der jüdischen Identität nach dem 8. September 1943« (S. 340) war von ganz anderer Qualität, weil mit dem Einmarsch deutscher Truppen und Deportationskommandos »nun auch die Juden Italiens in das nationalsozialistische Vernichtungsprogramm einbezogen wurden und um Leib und Leben fürchten mussten« (S. 339) – »vor dem deutschen Einmarsch« hatten sie »nie um ihr Leben fürchten müssen« (Anm. 92 auf S. 447). Silvano Longhi verweist damit präzise auf eine entscheidende kategoriale und substanzielle Differenz zwischen faschistischem und nationalsozialistischem Antisemitismus samt den daraus resultierenden Maßnahmen, auf den Unterschied zwischen Entrechtung und Mord. Die Mehrzahl der jüdischen italienischen Flüchtlinge in der Schweiz fühlte sich jedenfalls »als patriotische Italiener« und blieb ihren italienischen Mitbürgern verbunden, »die mehrheitlich nicht antisemitisch gesinnt waren« (S. 355). Valobra meinte 1944, in einem Land gelebt zu haben, »das nie Antisemitismus kannte« (S. 359), man verfasste in den Reihen der *Delasem* im April 1945 gar Resolutionen, in denen »dem italienischen Volk für die Rettung der italienischen Juden in der Zeit der deutschen Besatzung gedankt wurde« (S. 366), und selbst der *World Jewish Congress* hob wenig später »die Verdienste des italienischen Volkes gegenüber den Juden« hervor (S. 407). So ist es nicht verwunderlich, wenn jüdische Italiener als Flüchtlinge in der Schweiz nie einen Zweifel aufkommen ließen, dass sie sofort nach der Befreiung ihrer Heimat von der deutschen Zwangsherrschaft wieder nach Italien zurückkehren und am freiheitlichen Wiederaufbau ihres Landes als gleichberechtigte Staatsbürger teilhaben würden. Man sah sich als Opfer der *deutschen* Verfolgung und betrachtete Italien »noch immer als ein judenfreundliches Land« (S. 475 f.).

Das sieht der italienische Historiker Michele Sarfatti anders. Die deutsche Übersetzung seiner Gesamtdarstellung über »Die Juden im faschistischen Italien« bedeutet in jedem Fall eine Erleichterung und einen Gewinn für die einschlägige Beschäftigung mit der Thematik im Bereich der deutschsprachigen Forschung und Lehre.¹⁹ Sarfatti folgt dem Ziel, den Antisemitismus als essenziellen Bestandteil der faschistischen Herrschaft von Anfang an darzustellen, und gelangt zu dezidierten Aussagen: »Im Herbst 1937 war der Antisemitismus schon hinreichend im Lande [...] verbreitet« (S. 152) – was heißt »hinreichend«? –; »die Juden waren [Ende 1938 und im Hinblick auf das Staatsbürgerrecht], kurz gesagt, *faktisch* ohne Wenn und Aber deklariert« (S. 186); »der Faschismus plante, die italienischen Juden vom Territorium der Halbinsel zu entfernen« (S. 198). Solche Urteile haben den Vorteil, dass man sich damit intensiv auseinandersetzen und ihnen widersprechen kann. Für den praktischen Gebrauch und an wissenschaftlichen Standards gemessen, weist Sarfattis Darstellung allerdings erhebliche Nachteile auf: Es gibt keine Einleitung, keine Auskunft über Fragestellung, Methode oder Einbettung in den Forschungsstand,

19 Michele Sarfatti, *Die Juden im faschistischen Italien. Geschichte, Identität, Verfolgung*, Berlin/Boston 2014 (zuerst ital. 2000).

ebenso fehlt ein Register, ein Quellen- und Literaturverzeichnis, vor allem aber eine Schlussbetrachtung, eine Zusammenfassung von Ergebnissen, in denen Sarfatti seiner Leserschaft Rechenschaft über den Wert und die Einordnung seiner Erkenntnisse ablegen könnte. Es handelt sich um eine weithin faktologische Aufreihung von Gegebenheiten und Absichtserklärungen, Gesetzes- und Verordnungstexten und Quellenzitate, die durch eine beeindruckende Fülle von Anmerkungen untermauert werden, verwoben mit gelegentlich unvermittelt vorgebrachten Schlussfolgerungen in einer labyrinthischen Ordnung – die übrigens auch das stets uneindeutige Hin und Her der faschistischen Politik gegenüber den italienischen Juden reflektiert – und einer Darstellungsweise, die es erschwert, das dem Verfasser wesentlich Erscheinende herauszufiltern.

Der Hauptteil des Buches umfasst drei Kapitel über »Die Verfolgung der Gleichheit des Judentums« von 1922 bis 1936, die »Verfolgung der Rechte der Juden« bis 1943 und die »Verfolgung des Lebens der Juden« ab 1943; insgesamt werden die Perspektiven der Verfolger und der Verfolgten gleichermaßen umfassend analysiert, was allein schon die ungeheure Forschungsleistung Sarfattis andeutet. Der Verfasser zeichnet ein Bild des Politikers Benito Mussolini als eines integralen Rassisten und Antisemiten und listet jeden einschlägigen Hinweis auf antisemitische Tendenzen und Kampagnen im Faschismus seit 1922 auf, ohne bis 1936 ein Ziel dieser letztlich vereinzelt und keiner Systematik folgenden Erscheinungen ausmachen zu können. Übrigens weist Sarfatti noch für den Zeitraum von 1933 bis 1938 auf einen Anstieg von jüdischen Mitgliedern des »Partito Nazionale Fascista« (PNF) von 5.000 auf rund 6.900 hin, was »annähernd 27 % aller Juden über 21 Jahre mit italienischer Staatsbürgerschaft« entsprach und gemessen an der italienischen Gesamtbevölkerung eine deutliche Überrepräsentation markierte (S. 147), und die meisten Repräsentanten der jüdischen Religionsgemeinschaft verstanden es, sich mit dem Faschismus zu arrangieren, oder unterstützten ihn sogar aktiv: Das spricht zumindest weder für ein im Kern antisemitisches Regime noch dafür, dass jüdische Italiener Mussolinis Herrschaft grundsätzlich als ein solches empfunden oder sich in ihren gleichen Rechten bedroht gesehen hätten – selbstverständlich gab es seit je auch politisch zumeist linksgerichtete jüdische Antifaschisten, die die Dinge kritischer sahen.

In Sarfattis Interpretation erreichte jedenfalls »in einem bislang nicht genau identifizierten Augenblick zwischen Ende 1935 und Sommer 1936 die ›antijüdische Frage‹ für das Regime die Qualität einer nicht mehr aufschiebbaren innenpolitischen Frage«, und »Mussolini entschied [...] sie in der Weise zu lösen, dass das Regime das Land mit einer ›modernen‹ antijüdischen Politik versah«. Dieser Übergang sei »das logische Resultat der vorhergehenden Verfolgungsphase und [...] der gesamten umfassenden Wende des Jahres 1922« gewesen, »er bildete jedoch nicht ihr zwangsläufiges Ergebnis: er war ein bewusster Akt«. Tatsächlich stellt Sarfatti Mussolinis Hinwendung zu einem Staatsantisemitismus als eine willkürliche Entscheidung dar, die sich eben nicht aus dem Fortschreiten auf einem von vornherein gebahnten, breiten antisemitischen Weg ergab (S. 119 f.). Mehr noch: Während Sarfatti ausführlich die Rolle der Kolonialpolitik und der neu erlangten ostafrikanischen Herrschaft nach dem Krieg Italiens gegen Äthiopien für den faschistischen Rassismus reflektiert und Mussolini ständig als Rassisten vorführt, stellt er die Motive der

ab 1938 folgenden antisemitischen Gesetzgebung doch anders dar. Der Faschismus sei seit 1936 »von der Verfolgung der Gleichheit und der Autonomie des Judentums zur Verfolgung der einzelnen Juden« übergegangen, »weil diese, unabhängig von der politischen Überzeugung jedes Einzelnen, eine Gruppe bildeten, deren Verhalten (vom Regime und im Hinblick auf seine Zielsetzungen) als gefährlich, antagonistisch, alternativ, unklar oder auch nutzlos beurteilt wurde« (S. 120). Von Rassismus ist an dieser zentralen Stelle plötzlich keine Rede mehr, womit Sarfatti indirekt und entgegen seinen Intentionen zu erkennen gibt, dass die Rassengesetzgebung von 1938 im Wesentlichen auf reinem Dezisionismus beruhte und mit Rassenantisemitismus als einem Wesensmerkmal faschistischer Herrschaft nicht begründet werden kann. Dieser Rassenantisemitismus musste im Laufe des Jahres 1938 in Italien geradezu erst neu konstruiert und pseudowissenschaftlich legitimiert werden, um fortan als Grundlage einer willkürlichen, nicht eigentlich ideologisch grundierten Richtungsänderung der faschistischen Staatspolitik zu dienen.

Sarfattis materialreiche Darstellung listet im Folgenden präzise und detailliert die Maßnahmen auf, denen als Juden entrechtete und diskriminierte Menschen in Italien seit 1938 unterworfen wurden: Sehr viele verloren zumindest ihren Arbeits- oder Ausbildungsplatz, büßten ihre soziale Stellung ein und gerieten in gesellschaftliche Isolation. Schaut man über diese Grundgegebenheiten hinaus, tritt immer von Neuem die fehlende Systematik und Stringenz des faschistischen Vorgehens gegen die Juden zutage, ebenso wie das Scheitern Sarfattis in seinem Bemühen, daraus ein konsequentes und zielgerichtetes Handeln zu konstruieren. Schon die Entfernung ausländischer Juden vom italienischen Territorium kam nicht recht voran, während ihre Internierung seit Mitte 1940 in mitunter nicht einmal bewachten Lagern – wenn dafür in den Quellen gelegentlich der Begriff »Konzentrationslager« (*campo di concentramento*) verwendet wurde, dann macht Sarfatti nicht hinreichend deutlich, dass eine Konnotation mit derartigen Einrichtungen im nationalsozialistischen Herrschaftsbereich verfehlt wäre – der Praxis entsprach, die in zahlreichen kriegsführenden Staaten im Umgang mit zu potenziellen »Feinden« erklärten Ausländern gängig war. Die Auswanderung der italienischen Juden wurde mehrfach verlangt, entsprechende Dekrete wurden jedoch mehrfach widerrufen; italienische Juden, die sich im deutschen Zugriffsbereich aufhielten, wurden im Zweifel sogar rechtzeitig repatriert, um sie vor der Vernichtung zu bewahren. Gut 400 als »gefährlich« deklarierte jüdische Italiener wurden in Lagern interniert, die wiederum diese Bezeichnung kaum verdienten, zumal so wie die jüdischen Internierten anderer Staatsangehörigkeit »auch die internierten italienischen Juden keinen zusätzlichen antisemitischen Verfolgungsmaßnahmen ausgesetzt« waren (S. 207). Die primär propagandistisch motivierte Verordnung vom Mai 1942, italienische Juden zum Arbeitseinsatz heranzuziehen, erbrachte keine substanziellen Ergebnisse. Schon die Zahlen sprechen hier eine deutliche Sprache: Von rund 15.500 infrage kommenden Personen wurden schließlich 1.235 »in ihrer eigenen Provinz zur Arbeit eingesetzt, und 703 hätten sie in einer Nachbarprovinz verrichten sollen [sic]« – angesichts der Realität dieses oft bloß scheinbaren Arbeitseinsatzes konnte selbst Mussolini nur den Kopf schütteln; die Behörden einiger Provinzen sabotierten das Projekt offenbar durch »eine Art passiven Widerstandes« (S. 208–211).

Sarfatti schildert weiter Fälle von eher vereinzelter, unsystematischer Gewalt gegen Juden und jüdische Einrichtungen in Italien während des Krieges – von Ohrfeigen und Schlägen bis hin zur Verwüstung von Synagogen –, kommt jedoch nicht um die Einsicht herum, dass das Regime Mussolinis sich bis zu dessen Sturz der Mitwirkung am nationalsozialistischen Mordprogramm verweigerte: »Bis zum 25. Juli 1943 übernahm das faschistische Italien nicht den Gedanken, noch – soweit wir wissen – erwog er [!] [...], in diesem Sinne gegen die italienischen Juden vorzugehen« (S. 233).²⁰ Wenn Sarfatti mutmaßt, gerade im Juli 1943 hätten italienische Behörden erwogen, die auf der Halbinsel, insbesondere im kalabrischen Lager Ferramonti di Mongassano internierten ausländischen Juden den Deutschen zum Zwecke der Deportation und Vernichtung zu überstellen, dann begibt er sich in den Bereich der Spekulation (S. 197 f., 233, 237). Auch für das entsprechende Verhalten der ohnehin weitestgehend vom Wohlwollen und den Direktiven der deutschen Besatzungsmacht abhängigen Regierung der *Repubblica Sociale Italiana* (RSI) gelangt der Verfasser nur bis zu der »Ausformulierung einer Hypothese«, der zufolge um den Januar 1944 herum »die Regierungen des Dritten Reichs und der RSI zu einer Vereinbarung über die Auflieferung [!] der von den Italienern verhafteten Juden an die Deutschen mit der daraus folgenden Deportation (und Ermordung)« gelangt seien (S. 304–309). Sarfatti schildert wiederum souverän die Verfolgung und teilweise Deportation der Juden im deutschen Herrschaftsbereich Italiens seit Herbst 1943 und das mühevoll erlangte Entkommen der Mehrzahl der Verfolgten; sein Bemühen bleibt darauf gerichtet, die (Mit-)Verantwortung faschistischer Kräfte und der sozialrepublikanischen Behörden für die Verhaftungen, Verschleppungen und Massaker zu betonen. Tatsächlich aber gibt Sarfatti indirekt zu erkennen, dass es in der entscheidenden Phase den weitgehend auf sich allein gestellten deutschen Einsatzkräften an der entsprechenden Unterstützung durch die italienische Seite ermangelte: »Es darf angenommen werden, dass, wenn die Nazis, vor allem im September, Oktober und November 1943[,] eine größere Anzahl von Menschen zur Durchführung der Verhaftungen hätten einsetzen können [...], die Bilanz der Shoah auf der Halbinsel eine noch viel schrecklichere gewesen wäre« (S. 318). Insgesamt liegt mit Sarfattis Studie ein wertvolles und unverzichtbares Arbeitsinstrument für alle vor, die sich mit Fragen der faschistischen Politik gegenüber den Juden beschäftigen, auch wenn dieses Instrument nicht einfach zu handhaben ist. Das Buch erweist seinen Wert auch dann, wenn man nicht allen Wertungen und Schlussfolgerungen des Verfassers folgen mag.

Eine willkommene Ergänzung zu Michele Sarfattis Gesamtdarstellung bietet der Südosteuropa und Italien gewidmete, facettenreiche Band der breit angelegten Quellenedition »Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das

²⁰ Merkwürdigerweise liest Sarfatti in der bekannten Aufzeichnung vom 21. August 1942 über den vom deutschen Auswärtigen Amt übermittelten Wunsch nach Auslieferung der Juden aus dem italienisch besetzten Teil Kroatiens den »handschriftlichen Vermerk Mussolinis ›nihil obstat M.‹« (S. 235 f. mit Anm. 379). Es ist eindeutig und unbestritten, dass Mussolini in Italienisch »nulla osta M.« vermerkte: Vgl. etwa das Faksimile bei *Jonathan Steinberg*, *Deutsche, Italiener und Juden. Der italienische Widerstand gegen den Holocaust*, Göttingen 1992, S. 17.

nationalsozialistische Deutschland 1933–1945«.²¹ Die konzise Einleitung der Bearbeiterinnen ist geeignet, einige Sachverhalte in Erinnerung zu rufen, die wesentliche Unterschiede zwischen der deutschen und der italienischen Judenverfolgung und Besatzungspolitik markieren. Sara Berger betont in kritischer Auseinandersetzung mit Sarfatti und anderen ihm folgenden Interpreten den Zäsurcharakter der 1938 erfolgenden antisemitischen Wende des Mussolini-Regimes: »Im Jahr 1938 brach die faschistische Regierung mit der Einführung antisemitischer Gesetze, den *leggi razziali*, radikal mit der bisherigen Praxis. Wurde vorher eine Assimilierung der Juden gefördert, so war das erklärte Ziel nunmehr ihr Ausschluss aus der italienischen Gesellschaft.« Der wesentliche Grund für diesen manifesten Richtungswechsel sei in der »Annäherung des faschistischen Regimes an das nationalsozialistische Deutschland« zu suchen; vieles spreche dafür, »dass die Gesetze opportunistische Maßnahmen waren, um das deutsch-italienische Bündnis zu fördern« (S. 19).²² Berger zählt die bürokratischen Maßnahmen auf, die die jüdische Bevölkerung Italiens aus dem öffentlichen Leben ausschalten sollten, und beobachtet eine zunehmende »Gewaltbereitschaft gegenüber Juden und jüdischen Einrichtungen« während des Krieges, wenngleich »die Anwendung physischer Gewalt die Ausnahme blieb« und die gelegentlichen Ausschreitungen und Aggressionen »nicht mit denen im Deutschen Reich gleichzusetzen« seien (S. 21). Auch im Hinblick auf die Lager und die »sogenannte freie Internierung in abgelegenen Orten« für Juden ohne und teilweise auch mit italienischer Staatsangehörigkeit macht Berger die drastischen Differenzen zum deutschen SS-Staat deutlich: »Selbst wenn die Lager, die man offiziell als *campo di concentramento* bezeichnete, die Bewegungsfreiheit der Internierten einschränkten und dort zum Teil katastrophale hygienische Bedingungen und Versorgungsmängel herrschten, lassen sich diese in keinem Fall mit deutschen Konzentrationslagern gleichsetzen« (S. 22). Schließlich unterstreicht Berger hinsichtlich der spätfaschistischen *Repubblica Sociale Italiana*, dass »die Hauptverantwortung für die Judenverfolgung auf Seiten der deutschen Akteure« lag (S. 26).

Ebenso deutlich werden die gravierenden Unterschiede in der deutschen und italienischen Besatzungspolitik auf dem Territorium des zerschlagenen Königreichs Jugoslawien und in Griechenland. »Die italienische Besatzungsmacht ging [...] in ihren Gebieten mit punktuell Terror gegen Widerstandsaktionen vor, jedoch bei weitem nicht im gleichen Ausmaß wie der deutsche Bündnispartner oder die Ustascha« (S. 14). Juden wurden in den italienisch besetzten Gebieten »zwar diskriminiert und Flüchtlinge unter ihnen interniert, aber im Allgemeinen widersetzten sich die italienischen Besatzungsbehörden der Vernichtungspolitik der Deutschen und der Ustascha. Dies rettete nicht wenigen Menschen das Leben. [...] An Massensoldaten an Juden beteiligte sich der faschistische Staat bis zu seinem Kollaps im Juli 1943 [...] nicht. Erst der anschließende deutsche Einmarsch in Italien und in die ita-

21 Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933–1945, Bd. 14: Besetztes Südosteuropa und Italien, bearb. von Sara Berger/Erwin Lewin/Sanela Schmid u. a., De Gruyter Oldenbourg, Berlin/Boston 2017, 812 S., geb., 59,95 €.

22 Fatalerweise wird auch hier die falsche Behauptung repetiert, die deutsch-italienische Annäherung »wurde im Herbst 1936 mit der Schließung eines geheimen Freundschaftsvertrages formalisiert« (S. 19). Der italienische Waffenstillstand mit den Alliierten wurde nicht »im Juli 1943« geschlossen (S. 14).

lienisch besetzten Gebiete führte zur Ausdehnung der Mordpolitik.« Das galt für Kroatien, Griechenland und Südfrankreich gleichermaßen. Die italienische Besatzungsmacht »schützte«, sind sich die Bearbeiterinnen einig, »Juden angesichts des Massenmordes«. Die Motive für »diese Politik, die von der deutschen, aber auch von jener der faschistischen Bewegungen in Südosteuropa stark abwich, waren vielfältig. Der italienische Faschismus zielte auf eine Diskriminierung und Enteignung der Juden, nicht jedoch auf deren Ermordung.« Über diese grundsätzliche Differenz hinaus hätten sich humanitäre Motive, das Drängen der katholischen Kirche und die Abwehr deutscher Eingriffe in die italienische Hoheit verbunden (S. 15 f.). Im Übrigen wird am Beispiel Albaniens auch für die italienischen Besatzungsgebiete betont, dass die dort eingerichteten »Internierungs- oder Sammellager [...], obwohl campo di concentramento genannt«, in der Regel »keine Zwangsarbeits- oder Konzentrationslager« waren (S. 84).

Die Vielfalt der gut 350 Dokumente des Bandes kann hier nicht im Einzelnen gewürdigt werden. Es handelt sich um eine Collage von zumeist vollständig wiedergegebenen, in deutscher Sprache oder deutscher Übersetzung abgedruckten, bereits andernorts veröffentlichten wie bislang unpublizierten, die Täter- und die Opferperspektive gleichgewichtig widerspiegelnden, vielfach die deutsch-italienischen Beziehungen beleuchtenden, durchweg authentischen Quellen, die Eindrücke vermitteln, ohne in irgendeiner Weise Vollständigkeit anzustreben oder gar zu erreichen: Die Auswahl erscheint mitunter und wohl notgedrungen willkürlich. Einige Dokumente beleuchten das Leben in den genannten italienischen Internierungslagern (Nr. 25 und 172), andere geben die antisemitische Propaganda in italienischen Presseorganen wieder (Nr. 26 und 48), Auszüge aus Briefen und Tagebüchern reflektieren die Erfahrungen in Italien lebender oder überlebender Jüdinnen und Juden (passim). Wenn Richtlinien zur Zwangsarbeit italienischer Juden abgedruckt werden (Nr. 27), ohne dass auch nur eine weitere Quelle über deren Umsetzung Auskunft gibt, dürfte das indirekt den weitgehenden Fehlschlag dieser Aktion bestätigen. Mehrere Dokumente gruppieren sich um den 1942/43 ausgetragenen Konflikt zwischen deutschen, kroatischen und italienischen Behörden über den Umgang mit den jugoslawischen Juden im Befehlsbereich der königlichen italienischen Armee (Nr. 28; 134: Bitte des Präsidenten der jüdischen Gemeinde Mostar, mit rund 300 Glaubensgenossen »in ein *italienisches* Konzentrationslager eingewiesen zu werden«, um der Überstellung in kroatische Konzentrationslager zu entgehen [S. 406]; 140: Juden aus dem unter Ustascha-Herrschaft gefallenen Sarajevo begeben sich »in den Schutz und die Obhut des italienischen Heeres und des italienischen Volkes« [S. 422]; 153; 154; 160; 164; 165; 167; 169; 172: Vertreter der Juden im Konzentrationslager Porto Re an General Mario Robotti zeigten sich »schon im Voraus davon überzeugt, dass wir in Eurer Exzellenz einen sehr mächtigen Schutzherrn finden werden«, und schuldeten »Ihnen, dem Vertreter des Kgl. Italienischen Heeres, so große Dankbarkeit, dass wir es gar nicht mit Worten ausdrücken können. Die Gefühle unserer Gemeinschaft für das italienische Heer und Volk sind für immer in unsere Herzen eingeschrieben« [S. 473 u. 477]; 184; 187; 188; 190; 191; 193; 202).

Mehrere Dokumente der sorgfältig gearbeiteten Quellenedition weisen einen Bezug zum über Jahrhunderte habsburgischen Triest auf, das 1919 in das Königreich Italien integriert wurde und in den 1930er-Jahren mit rund 6.000 jüdischen Ein-

wohnern bei einer Gesamtbevölkerung von etwa 250.000 Menschen den relativ größten jüdischen Bevölkerungsanteil aller italienischen Großstädte aufwies. So greift man gespannt zu einer Monografie des Historikers René Moehrlé, die Aufschluss über die Judenverfolgung in Triest durch Faschismus und Nationalsozialismus zu geben verspricht.²³ Was der Verfasser eigentlich herausfinden möchte, bleibt jedoch unerfindlich. Statt einer konzentrierten Lokalstudie, die ermittelt, wie die Judenverfolgung vor Ort vonstattenging und welche Rückschlüsse sich daraus für Anspruch und Realität des faschistischen Antisemitismus ergeben, erwarten den Leser weitschweifige Ausführungen zur Geschichte Triests und seiner jüdischen Gemeinde, zur Entwicklung der faschistischen Bewegung in der Stadt und ihrer Vorläufer in der Region – alles das wie überhaupt der gesamte spezifische Inhalt des Buches auf der Grundlage breiter und intensiver italienischer Forschung –, bevor dann eine von unbekannter Hand 1937 erstellte Triestiner »Judenliste« vorgestellt und auf S. 151 erstmals ein Opfer der faschistischen Judenverfolgung in Triest erwähnt wird: Bürgermeister Enrico Paolo Salem trat nach gegen seine jüdische Herkunft gerichteter Hetze im August 1938 von seinem Amt zurück, obwohl der Katholik selbst nach italienisch-faschistischen Kriterien nicht als Jude galt. Weiter geht es mit einem raumgreifenden Aufguss unserer Kenntnisse über die von Mussolini inszenierte antijüdische Kampagne und die nachlässige Umsetzung der daraus folgenden Gesetze und Verordnungen in Italien, bevor dann auf S. 207 f. der zweite Triester als Objekt faschistischer Judenverfolgung in Erscheinung tritt: Der Verleger Teodoro Mayer veräußerte sein Verlagshaus unter entsprechendem Druck weit unter Wert. Man befindet sich wieder oder erneut im August 1938. Es folgen nun immerhin einige für das Thema einschlägige Seiten zur zögerlichen Umsetzung antisemitischer Maßnahmen in Triest – unter anderem geht es um die Umbenennung »jüdischer Straßennamen [!]« (S. 212). Rasch aber schweift Moehrlé wieder ab und wendet sich der politischen und gesellschaftlichen Entwicklung Italiens im Krieg zu, der Zusammenarbeit zwischen dem Deutschen Reich und dem Königreich Italien, dem Sturz Mussolinis, immer durchsetzt von Exkursen beispielsweise zur Emigration jüdischer Europäer über den Triester Hafen oder zu Berichten des deutschen Generalkonsuls in Triest über die Lage in der Stadt und in Italien. Diese Aufzeichnungen geben Moehrlé Anlass zu skurrilen und keinerlei Ergebnis aufweisenden Spekulationen über die abenteuerliche Frage, inwieweit die faschistische Partei Italiens ein »Werkzeug der Triestiner Juden« gewesen sei (S. 264–275): Da Moehrlé hier lediglich das Gemunkel des nationalsozialistischen Generalkonsuls Ernst von Druffel und dessen obskurer Gewährsleute wiedergibt, etwa »über den Einfluss italienischer Juden in höchsten Regierungskreisen, die dann« – so Moehrlé! – »als die effizienteste Organisation von Antifaschismus umfassender Würdigung bedürften« (S. 275), ohne das zu verifizieren oder zu einer eigenen Aussage zu gelangen, stellt sich zwingend die Frage nach seinem Urteilsvermögen als Historiker. Ein erstes Resümee nach 300 Seiten Lektüre ergibt, dass sich kaum ein Fünftel des Textes mit der Judenverfolgung in Triest während des Faschismus beschäftigt. Auch

23 René Moehrlé, *Judenverfolgung in Triest während Faschismus und Nationalsozialismus 1922–1945* (Studien zum Antisemitismus in Europa, Bd. 7), Metropol Verlag, Berlin 2014, 519 S., kart., 24,00 €.

als dann die deutsche Wehrmacht einmarschiert, die Verfolgungsorgane des NS-Staats die Regie übernehmen und im Raum Triest die mörderische Form nationalsozialistischer Judenverfolgung praktizieren, gewinnt Moehrles Darstellung nicht an Qualität. Erneut schreibt er nicht zum Thema, sondern repetiert die Karrieren von Friedrich Rainer und Odilo Globocnik, die Schrecken der deutschen Herrschaft in der neu eingerichteten »Operationszone Adriatisches Küstenland«, den Partisanenkrieg, die abstrusesten Dinge: Der Gipfel des völlig Sachfremden wird auf S. 398–403 erreicht. Zwischendurch kehrt Moehrle anhand einer Beschreibung des in Triest eingerichteten deutschen Konzentrationslagers in der *Risiera di San Sabba*, das in jedem Detail bereits als besonders gut erforscht gelten muss, sowie der Ausplünderung als jüdisch deklarierten Vermögens durch deutsche Behörden und schließlich des Problems der Kollaboration auch einmal wieder zur Sache zurück.

Das inhaltliche Problem von Moehrles Buch liegt klar zutage: Es findet nie zu seinem Thema, ja es hat kein eigentliches Thema, und es verfügt über keine Fragestellung. Die Chancen, die eine Lokal- oder Regionalstudie bietet, werden gründlich verfehlt. Ein in Anm. 320 auf S. 153 angekündigtes »Kapitel 2.3: Die realen Folgen des Staatsantisemitismus auf lokaler Ebene am Beispiel Triest« enthält Moehrles Darstellung bezeichnenderweise nicht. Das ist nur als unfreiwilliges Eingeständnis des Scheiterns an der selbst gestellten Aufgabe zu verstehen. Wie die faschistische Judenverfolgung in Triest aussah, erfährt der Leser höchstens beiläufig und eher zufällig, so zum Beispiel, wenn auf S. 256 die gewaltsamen antijüdischen Ausschreitungen im Juli 1942 auf zwölf Zeilen zusammengefasst werden, die die Erkenntnisse der renommierten Regionalhistorikerin Silva Bon wiedergeben – bemerkenswerterweise misslang übrigens »der Versuch, die Synagoge niederzubrennen [...], weil die Feuerwehr während ihres Einsatzes von Carabinieri geschützt wurde«. Am ehesten ergiebig sind Moehrles verstreute Ausführungen zu der dichten Verflechtung des alteingesessenen, einflussreichen Wirtschaftsbürgertums in Triest, das vielfach jüdischer Religion oder Herkunft war, mit der örtlichen und nationalen Parteiorganisation des PNF und zur verschleierte Wahrung entsprechender Machtpositionen oder Vermögen über die Zäsur von 1938 hinaus – sie bleiben aber ohne weiterführende Interpretation. Über die einfache jüdische Bevölkerung Triests erfährt der Leser nichts. Ein Hinweis auf die Ursachen der außergewöhnlichen Ziellosigkeit von Moehrles Versuch, des vollständigen Fehlens eines roten Fadens und eines entsprechenden Mangels an konzisen, stringent hergeleiteten Ergebnissen findet sich auf der Suche nach dem Titel, unter dem diese Dissertation bei Ulrich Wyrwa an der Universität Potsdam und am Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin entstanden ist, der in dem daraus resultierenden Buch jedoch nicht erwähnt wird: Demnach ging es um »Mussolini, Triest und die Judenverfolgung in Italien 1919–1945«. Das ist dermaßen unspezifisch, dass es geradezu zu einer unsystematischen Aneinanderreihung von allem einlädt, das die Forschung dazu bereits aufbereitet hat, und offenbar zur Auffüllung dieser Erkenntnisse mit allen möglichen weiteren Aspekten aus dem Material, das sich zufällig in dem einen oder anderen Archiv oder in thematisch verbundenen Darstellungen vorfand.

Auch methodisch wirft Moehrles Versuch Fragen auf. So ist es erstaunlich, dass der Verfasser als analytischen Begriff die biologistische Definition übernimmt, Jude

sei, »wer von einer jüdischen Mutter abstammt« (Anm. 4 auf S. 12) – was bedeutet das etwa im Hinblick auf die S. 39 mit Anm. 106 aufgeführten Personen, die aus der jüdischen Gemeinde ausgetreten waren, aus deren Register gestrichen wurden oder konfessionslos waren? Ist immer Jude, wer einmal Jude gewesen ist, weil von einer jüdischen Mutter geboren? Breiten Raum widmet Moehrle dem in der Region um Triest virulenten und dann auch faschistischen Antislawismus. Er erkennt in diesem Zusammenhang durchgängig Rassismus, um die Basis für einen vermeintlich darauf aufbauenden rassistischen Antisemitismus konstruieren zu können: »Die faschistische ›Rassenpolitik‹ in Triest war seit 1921 strikt antislawisch« (S. 130). Die »gegen Slowenen, Serben und Kroaten gerichtete Gewalt trug die nationalistisch-rassistische Handschrift der Triestiner Faschisten« (S. 85); der Verfasser spricht von »den ständigen Übergriffen aus rassistisch-nationalistischen Gründen« (S. 116). Es wird aber nirgends erläutert oder gar belegt, inwiefern der im Grenzland zweifellos verstärkt vorhandene italienische Nationalismus, der sich im Abwehrkampf gegen vermeintliche slawische Überfremdung währte, wirklich rassistisch motiviert oder aufgeladen war: Das wird *for the sake of the argument* einfach behauptet. Dabei sprechen die Bemühungen der faschistischen Behörden um die Assimilierung und Italianisierung der Staatsbürger slawischer Sprache und Nationalität gerade gegen die Vorstellung eines biologistisch grundierten Rassismus: Ähnlich den Südtirolern sollten die slawischen Untertanen des Königreichs Italien idealiter einfach angepasste Italiener werden – sofern sie das nicht ohnehin waren. Im Übrigen wurden sie selbstverständlich zum Militärdienst verpflichtet, waren Mitglieder des PNF oder dienten als Angestellte in der öffentlichen Verwaltung: Angehörigen einer als fremd, inferior und biologisch different empfundenen »Rasse« würde man das kaum erlaubt haben.

Moehrles Anmerkungen und Zitierweisen sind in vielerlei Hinsicht handwerklich problematisch oder entsprechen nicht den wissenschaftlichen Standards. Er zitiert Artikel aus wissenschaftlichen Lexika, ohne Verfasser, Titel und Seitenzahlen des entsprechenden Eintrags zu nennen, führt Kurztitel und Titel von Publikationen auf, die sich nicht im Literaturverzeichnis finden, benennt Textzitate falsch, deklariert Quellen, die bereits vielfach veröffentlicht wurden, als Archivfunde, verweist auf Signaturen aus Archiven, in denen er nicht gewesen ist, oder auf Literatur, die nicht einschlägig oder extrem veraltet ist, gerne ohne die Nennung von Seitenzahlen. Sehr viele Anmerkungen enthalten auch im weitestmöglichen Verständnis keinerlei für die Thematik des Buches relevante Information. Gravierender noch erscheint der Umstand, dass diese Dissertation mehr sachliche Fehler aufweist als jede andere in diesem Literaturbericht besprochene Publikation. Die folgende Auswahl bezieht sich allein auf historisch relevante Sachverhalte. Ein österreichischer »Verzicht auf Holland« ist für das Jahr 1797 nicht bekannt (S. 31). In Russland fand »im Oktober 1918« keine Revolution statt (Anm. 109 auf S. 39). »Inseln nördlich und östlich Dalmatiens« wird man vergeblich suchen (Anm. 136 auf S. 47). Ein Reichstag existierte im Österreich der Vorweltkriegszeit nicht (S. 60). Das einer englischsprachigen Publikation entnommene Handelszentrum »Leghorn« gibt es in deutscher Sprache nicht (S. 62). Die biografische Angabe zu Mussolini »lokaler Leiter 1908 in Trient, 1909 Wechsel zum irredentistischen *Popolo* in Triest« ist sachlich falsch (Anm. 6 auf S. 69). Dass Mussolini Triest bereits 1919/20 »kannte«

(S. 78) und der Stadt besonders verbunden gewesen sei, wird nirgends belegt. »Die Tochter von Galeazzo Ciano und Edda Mussolini« war mitnichten »die Nichte Mussolinis«, sondern seine Enkelin (Anm. 33 auf S. 78). »Die kommunistische Regierung in Russland« war 1919 nicht in der Lage, Italien irgendwelche Territorien zu verweigern (Anm. 87 auf S. 92). Ein dem Präfekten unterstelltes »*Ministero delle Corporazione* [recte: *Corporazioni*] di Trieste« gab es nicht, die Übersetzung mit »Kooperationsministerium« ist falsch, der ganze Zusammenhang auf S. 129 verworren dargestellt; ebenso wenig gab es einen »Provinzrat der kooperativen Wirtschaft« (S. 131). Vicco von Bülow-Schwante war nicht »Staatssekretär im Auswärtigen Amt« (Anm. 266 auf S. 140). Renzo Ravenna floh nicht »aufgrund der ›Rassengesetze‹ im gleichen Jahr ihres Erlasses in die Schweiz« (Anm. 281 auf S. 144). In Triest wurde kein »römisches Amphitheater« ausgegraben und eine »Wahl zum Bürgermeister« fand in Italien seit 1926 nicht mehr statt (S. 147).

Es sei von hier an nur noch auf einige außerordentlich schwerwiegende Sachmängel im Hinblick auf Grundtatsachen der italienischen Geschichte verwiesen: Die bedeutende antifaschistische Widerstandsgruppe *Giustizia e Libertà* kennt Moehrle nicht, er hält sie für eine »Freimaurerloge« (S. 160). »Ende des 16. Jahrhunderts waren Juden in Venedig in Stadtteile verbannt worden, die nahe an Industriezonen mit Eisengießereien und Mienen [!] lagen« (S. 175) – es sei dahingestellt, was sich Moehrle unter Industriezonen des 16. Jahrhunderts vorstellt und wo er in Venedig Minen vermutet; tatsächlich wurde im Stadtteil *Cannaregio* im Jahr 1516 auf einer kleinen Insel ein separates und abgeschlossenes Wohngebiet für Juden eingerichtet, das bald unter dem Namen *geto/gheto/ghetto* bekannt wurde, vermutlich, weil es das Gelände einer ehemaligen Gießerei umfasste. Die Interpretation des *Statuto Albertino* von 1848 als »Versuch, eine italienische Verfassung nach demokratischen und rechtsstaatlichen Gleichheitsprinzipien für alle Bürger zu garantieren« (S. 176), ist in nahezu jedem Wort absurd. Da wundert es nicht mehr, wenn Moehrle auf derselben Seite von »der 1861 vollzogenen Gründung der italienischen Republik« träumt und die jüdische Minderheit gleich »mit hohem Engagement am politischen Aufbau der Republik« teilhaben lässt. Eine Seite weiter mutiert Mussolini »1914 [...] zum vehementen Befürworter einer Intervention in Libyen« (S. 177). Auf S. 187 lässt Moehrle das im Juli 1938 publizierte »Rassenmanifest« der faschistischen Wissenschaftler »von einer Gruppe Studenten« geschrieben worden sein, seine falsche Übersetzung von »*da un gruppo di studiosi*«. Was »die regionalen Finanzministerien der einzelnen Provinzen« sein mögen, weiß nur Moehrle (S. 204). »Nachdem Mussolini im Mai 1940 in den Krieg eingetreten war« (S. 231) – das Königreich Italien trat am 10. Juni 1940 in den Krieg ein. Rom war im Dezember 1942 keine »offene Stadt« (S. 246). Das von Moehrle im Zeithorizont 1938 angesiedelte und als »Kernstück der ›Achsenpartnerschaft‹« vorgestellte »stetig ausgebaute Militärbündnis, das gegenseitige Inspektionen, Manöver und Truppenstationierungen vorsah« (S. 285), entspringt ebenso seiner Fantasie wie die Mitteilung, Italien habe seit »Juni 1940« mit »Griechenland und Kroatien« im Krieg gestanden (S. 291). Für Ende 1943 erfindet Moehrle die italienische Währungseinheit »Cent« (S. 411), und in Anm. 395 auf S. 416 behauptet er allen Ernstes, die Sicherheitskräfte der *Repubblica Sociale Italiana*, »die Parteiarmerie *Guardia Nazionale Repubblicana* und die *brigate nere*[,] ermordeten bis 1945 rund 200.000 Italiener«.

Man mag sich fragen, ob der Verfasser den angemessenen sprachlichen Ausdruck findet, wenn bei ihm »die etwa 20 Gaskammern der Vernichtungslager auf Hochtouren liefen« (Anm. 133 auf S. 342). Wirklich denkwürdig allerdings gerät Moehrles Darstellung auf S. 205: In einem in seiner Zeitschrift »La Vita Italiana« am 13. Februar 1942 veröffentlichten Beitrag echauffierte sich der ausgeprägte faschistische Antisemit Giovanni Preziosi, weil sich prominente italienische Juden mitten im Krieg unbehelligt unter dem freien Himmel Roms bewegten, »wohingegen sie sich in diesem Moment unter einem anderen Himmel und unter anderer Luft wiederfinden sollten«. Moehrles Kommentar: »Mit diesem Verweis spielte Preziosi auf die offensichtlich bekannte Vergasung von Juden durch die Nationalsozialisten an.« Wenn das so wäre, dann würde es in mehrfacher Hinsicht einer wissenschaftlichen Sensation gleichkommen. Tatsächlich ist es sachlich falsch, beruht auf einer absurden Interpretation und offenbart einen vollständigen Mangel an Sachkenntnis. Wer sich mit faschistischer und nationalsozialistischer Judenverfolgung beschäftigen möchte und einen derart leichtfertig hingeworfenen Unfug zu Papier bringt, der verlässt das Niveau eines ernsthaften wissenschaftlichen Diskurses und er macht jede weitere Auseinandersetzung mit dem Inhalt seines Buches überflüssig. Im Übrigen wirft dieses Buch die Frage nach der Verantwortung wissenschaftlicher Gutachter bei der Betreuung akademischer Qualifikationsschriften auf.

Von sprachlich, gedanklich und handwerklich anderer Beschaffenheit präsentiert sich die Wiener Dissertation von Karlo Ruzicic-Kessler: »Dieses Buch behandelt die italienische Besatzungspolitik in Jugoslawien von 1941 bis 1943.«²⁴ »Die deutschsprachige Forschung« habe »bis heute keine monografische Studie zur italienischen Besatzung Jugoslawiens hervorgebracht [...]. Diese Lücke vermag die vorliegende Arbeit – wenn auch natürlich nicht zur Gänze – zu schließen« (S. 5 f.). Und tatsächlich erstellt Ruzicic-Kessler eine viele Aspekte aufgreifende Gesamtdarstellung der Thematik, ja eine Art umfassendes Handbuch, das eine breite italienische, anglo-amerikanische, deutsche und südslawische Forschung bündelt und mit eigenen Quellenfunden insbesondere aus den Archiven des italienischen Außenministeriums und des italienischen Heeresgeneralstabs anreichert. Die Leserschaft wird durch die italienische Jugoslawienpolitik der Zwischenkriegszeit geführt, bekommt die territoriale Neuordnung des Landes erläutert, nachdem es im April 1941 in erster Linie durch die Wehrmacht des Großdeutschen Reichs, aber auch mithilfe italienischer, bulgarischer und ungarischer Verbände militärisch zerschlagen und besetzt worden war, erfährt alles Wichtige über die militärische Organisation und die zivile Verwaltungsgliederung der italienisch okkupierten und teilweise annektierten Gebiete, über Aufstände, deren Bekämpfung, Partisanenkrieg, Deportationen, den Rückzug der italienischen Truppen im September 1943 und schließlich über die von jugoslawischer Seite angestrebte, aufgrund einer Hinhaltestrategie der italienischen Nachkriegsregierungen jedoch ausgebliebene juristische Aufarbeitung möglicher Kriegsverbrechen. Das alles erscheint solide und inhaltlich weithin verlässlich – auch hier findet sich allerdings für den Herbst 1936 das Faktoid eines »deutsch-italienischen Freundschaftsvertrag[s]« (S. 25) –, es enthält aber keine wesentlichen

24 *Karlo Ruzicic-Kessler*, *Italiener auf dem Balkan. Besatzungspolitik in Jugoslawien 1941–1943*, Walter de Gruyter, Berlin/Boston 2017, XII + 363 S., geb., 92,95 €, Zitat: S. 1.

neuen Informationen oder Perspektiven, die die Forschung voranbringen würden. Das mag für ein Handbuch angemessen und für eine Gesamtdarstellung verzeihlich sein, doch sei die Frage erlaubt, ob es das Ziel einer Dissertation sein sollte, den Forschungsstand zu einem relativ breiten Sachkomplex zu kondensieren, ohne dezidiert nach spezifischer Erkenntnis im Sinne einer eigenständigen wissenschaftlichen Aussage zu streben: Im Grunde ermangelt auch die Arbeit von Ruzicic-Kessler einer Fragestellung.

Einige Ergebnisse seien gleichwohl referiert: Ruzicic-Kessler untersucht weniger Ereignisse als Strukturen; er möchte Beziehungsgeflechte und Beziehungsdynamiken zwischen den verschiedenen Akteuren auf dem Schauplatz des besetzten Jugoslawien analysieren (S. 2 f.), zwischen Italienern, Deutschen und Kroaten, zwischen militärischen und zivilen Instanzen der italienischen Besatzungsmacht, zwischen Okkupanten und Zivilbevölkerung, zwischen Besatzungstruppen, Partisanen und nationalistischen Kampfverbänden. Dabei erwiesen sich die Vertreter des Königreichs Italien denen des Großdeutschen Reichs im Konfliktfall – und der stellte die Regel in den beiderseitigen Beziehungen dar – immer als unterlegen. Deutsche Instanzen bestimmten im Zweifel in diktatorischer Manier über Grenzziehungen, sicherten sich alle wirtschaftlich relevanten Ressourcen des gesamten Territoriums, entschieden über Vorgehensweisen im Kampf gegen die kommunistischen Partisanen: »Der Spielraum für die italienische Machtausübung blieb marginal« (S. 95). Der italienische Militärapparat gelangte rasch zu einer faktischen Zusammenarbeit mit den serbisch-nationalistischen *Četnici* und deren Instrumentalisierung im Kampf gegen die Partisanen und tendenziell auch gegen kroatisch-nationalistische Formationen, um italienische Soldaten nach Möglichkeit zu schonen. Den von den kroatischen *Ustaša*-Milizen seit Frühjahr 1941 verübten Massenverbrechen vor allem an Serben suchte die italienische Militärverwaltung in dem unter ihrer Verantwortung stehenden Teil Kroatiens nach Kräften und ausdrücklich entgegenzutreten (vgl. etwa S. 178), wenn auch meist vergeblich, und Ruzicic-Kessler stellt es außer Zweifel, dass die regionale italienische Militärführung in Zusammenarbeit mit Repräsentanten des Außenministeriums in Rom die Auslieferung jugoslawischer Juden an deutsche und kroatische Stellen verweigerte und damit deren Leben bewusst rettete, nicht zuletzt aus humanitären Motiven (S. 175 f.). Im Übrigen finden sich vielfältige Hinweise auf Wichtigtuerei und Kompetenzgerangel zwischen verschiedenen Instanzen und Personen des italienischen Besatzungsapparats, zwischen Militär- und Zivilverwaltung, konservativen und faschistischen Einstellungen, Vertretern von besetzten Gebieten, annektierten Gebieten, der Gouvernementsverwaltung für Dalmatien, dem Statthalter in Montenegro: Insgesamt zeichnet Ruzicic-Kessler das Bild einer »desolaten Lage im Besatzungsgebiet«, in der sich »die beiden Säulen der italienischen Administration gegenseitig bekämpften, sabotierten und die Arbeit erschwerten«, woraus schon lange vor 1943 eine »chaotische Lage« resultierte (S. 298). Die Zustände im italienisch besetzten Gebiet Jugoslawiens verwiesen dabei auch auf das für die Analyse des faschistischen Italien wesentliche Strukturmerkmal, dass sich die Königliche Italienische Armee »in einer Parallelwelt« bewegte, »die vom Regime nicht gänzlich vereinnahmt werden konnte« (S. 349).

Nach der Lektüre dieses Buches weiß der nicht spezialisierte Leser mehr über den Gegenstand und wähnt sich präzise informiert. Und doch bleiben Fragen, die sich aus der Positionierung des Verfassers in der Forschungslandschaft ergeben. Ruzicic-Kessler folgt denen, die einen zielgerichteten faschistischen Imperialismus erkennen möchten – stellvertretend sei hier der italienische Historiker Davide Rognano genannt, an dessen Prämissen sich der Verfasser leitmotivisch orientiert (vgl. etwa S. 5, 51, 96 u. 101) – und die eine sich daraus ergebende besonders brutale Herrschaft in den vom Königreich Italien im Zweiten Weltkrieg besetzten Territorien postulieren. Das ist legitim, sollte aber besser begründet und fundiert sein als in Ruzicic-Kesslers Buch, das als ein Beispiel für die in der gegenwärtigen, sich als kritisch verstehenden Faschismusforschung verbreitete Tendenz dienen kann, weitreichende Thesen in den Raum zu stellen, die dann nicht in angemessener Weise unterfüttert werden und sich als nicht haltbar erweisen. Der Auftakt des Buches ist exemplarisch: »Der Krieg gegen Jugoslawien und die Entscheidung Benito Mussolinis, derart viel Territorium zu annektieren, zu okkupieren und zu kontrollieren, waren nicht Ergebnis einer plötzlichen Laune, sondern vielmehr Resultat eines Planes, der mit wechselnder Intensität über beinahe zwei Jahrzehnte ausgearbeitet worden war.« Die folgende, sich über 50 Seiten erstreckende »Analyse und Bewertung der italienischen Politik in der Zwischenkriegszeit« (S. 1) mit Kapiteln über den italienischen »Drang nach Osten« vor dem Zweiten Weltkrieg und »die faschistische Jugoslawienpolitik der Zwischenkriegszeit« behandelt jedoch herkömmliche italienische Außenpolitik und enthält nicht den geringsten Hinweis auf einen solchen »Plan« Mussolinis oder seiner faschistischen Gefolgsleute. Im Gegenteil, noch für die unmittelbare Vorgeschichte des Krieges gegen Jugoslawien im April 1941, über den wohlweislich allein Adolf Hitler mit seinen militärischen Beratern entschied, während Mussolini hinsichtlich der deutschen Absichten im Dunkeln tappte und keinen zusätzlichen Kriegsschauplatz eröffnen wollte, kann Ruzicic-Kessler zufolge »nur allgemein festgestellt werden, dass Rom keine klare Linie verfolgte und in vielerlei Hinsicht dem politisch-militärischen Wandel in Europa ausgesetzt war, ohne ein Konzept zu erarbeiten« (S. 39). So sah in der Tat faschistische Außenpolitik aus, die keinen Plan hatte und keinen verfolgte. Ruzicic-Kessler dementiert sich selbst, ohne es zu erkennen und die sich daraus ergebenden Konsequenzen für seine Darstellung zu ziehen: Ein Plan Mussolinis für die Eroberung großer Teile Jugoslawiens existierte nicht und auch eine entsprechende Absicht war in der italienischen Führung vor dem Beginn der deutschen Aktion nicht vorhanden. Deshalb war es dann 1941 auch kein Zufall, dass »es auf italienischer Seite an klaren Vorstellungen über die konkrete Umsetzung derartiger Pläne« fehlte: »Die vage Idee eines Reiches am Mittelmeer war die einzige definierte Richtlinie« (S. 96). Eine vage Idee, in der sich letztlich die faschistische Vorstellung einer expansionistischen Außenpolitik erschöpfte, ist aber alles andere als ein über 20 Jahre hinweg ausgearbeiteter Plan, den Ruzicic-Kessler ebenso wenig plausibel machen oder gar nachweisen kann wie andere Interpreten des faschistischen »Imperialismus«.

Ein weiteres apodiktisches Urteil Ruzicic-Kesslers betrifft die italienische Politik in dem formal rasch als »autonome Provinz« dem Königreich Italien eingegliederten südlichen Teil Sloweniens: »Tatsächlich sollte die italienische Besetzung Sloweniens ein besonders brutales Regime zutage fördern, das der deutschen Besatzungs-

politik in Europa um nichts nachstand« (S. 97). Das ist schon im Hinblick auf die zeitgleiche deutsche Herrschaft im analog dem Großdeutschen Reich einverleibten nördlichen Teil Sloweniens fraglich – vgl. dazu nur Ruzicic-Kesslers eigene kurzgefasste Darstellung auf den S. 99 f., 156 f. u. 161 f., insbesondere zu den deutschen Deportationsmaßnahmen; im Frühjahr/Sommer 1941 flüchteten Zehntausende Slowenen aus der deutschen in die italienische Zone: warum wohl? –, es erscheint höchst gewagt mit Blick etwa auf Serbien unter deutscher Militärverwaltung, und es ist definitiv unangemessen hinsichtlich Polens und der sowjetischen Gebiete unter deutscher Besatzung. An anderer Stelle spricht der Verfasser von italienischen »Gewalttaten« in Jugoslawien, »die den Verbrechen des nationalsozialistischen Regimes in Europa kaum nachstanden« (S. 276). Das ist genauso fraglich und bedürfte mindestens eines differenzierenden Vergleichs, um Plausibilität zu gewinnen; es ist vollständig verfehlt, wenn es am Beginn von Ruzicic-Kesslers an sich aufschlussreichem Kapitel über »Italienische Konzentrationslager« steht, in denen einige Zehntausend Slowenen und Kroaten zumeist präventiv als potenzielle Gefährder der Interessen der Besatzungsmacht oder als Geiseln interniert wurden, zunächst erwachsene Männer, bald aber auch Frauen und Kinder. Ruzicic-Kessler macht es mithilfe von Zeugnissen, die von Beobachtern des Internationalen Roten Kreuzes aus der Schweiz angefertigt wurden, plausibel, dass in einigen dieser Lager Hunger bis hin zur Unterernährung herrschte und Menschen aufgrund daraus resultierender Schwäche und entsprechender Erkrankungen zu Tode kamen. In der »bedeutendste[n] unter den italienischen Anstalten zur Internierung jugoslawischer Zivilisten« auf der Insel Arbe/Rab in der nördlichen Adria, in der im Winter 1942/43 mehr als 10.000 Menschen untergebracht waren und vor sich hin vegetierten, »verendeten« an einzelnen Tagen »bis zu 30 Menschen«, möglicherweise »40–60 Menschen täglich«; »allein im Januar 1943 starben 190 Personen«. Insgesamt kamen nachweislich mehr als 1.500 Menschen ums Leben. Ruzicic-Kesslers Argumentation wird aber unseriös, wenn er weitere reine Mutmaßungen anführt – »mittlerweile gehen die Zahlen schon in Richtung 5.000 Verstorbener, was beinahe 50 Prozent der durchschnittlichen Gesamtzahl an Internierten ausmacht« – und daraufhin nicht haltbare Schlussfolgerungen insinuiert: »Zwar gab es in keinem italienischen Konzentrationslager Gaskammern zur gezielten Vernichtung von Gefangenen, aber das Endziel der italienischen Politik gegenüber den südslawischen Internierten scheint klar gewesen zu sein« (S. 279–282). Die mangelnde sprachliche Präzision dieses Satzes – was bedeutet »scheint klar gewesen zu sein« und was meint der Verfasser damit und dazu? –, die undifferenzierte Konnotation und gedankliche Vermengung von (italienischen) Internierungslagern, (deutschen) Konzentrationslagern und Vernichtungslagern, insbesondere aber die Unterstellung eines spezifischen »Endziels« der einschlägigen italienischen Politik ohne jeden dokumentarischen Beleg verlassen den Boden einer fundierten wissenschaftlichen Argumentation. Von einer Vernichtungspolitik nationalsozialistischen Stils war der fahrlässige und gewiss nicht von Wohlwollen geprägte Umgang der für das Lager zuständigen Militärverwaltung mit den Insassen weit entfernt; die Ursachen für den von Ruzicic-Kessler beklagten »Mangel an Ernährung, Bekleidung und die schlechten hygienischen Bedingungen« (S. 281) dürften zunächst in der Desorganisation dieser Verwaltung liegen in einer Situation, in der angesichts der Kriegslage

in Italien ohnehin Mangel an allem herrschte. Um einen Vorsatz zu belegen, müsste der Verfasser dagegen entsprechende Quellen anführen. Immerhin wird der anti-slawische Akzent der italienischen Internierungsmaßnahmen durch die Beobachtung unterstrichen, dass es den zeitweilig im selben Lager untergebrachten jüdischen Internierten aus Jugoslawien relativ besser erging als den nichtjüdischen slowenischen und kroatischen Häftlingen.

Auch einigen weiteren Fragen geht Ruzicic-Kessler nicht mit der nötigen Aufmerksamkeit nach. Auf S. 50 »war die italienische Okkupation eine brutale Besatzung, unter der die Zivilbevölkerung stark zu leiden hatte und die für den Tod zehntausender Menschen verantwortlich war«. Auf S. 208 wurden »tausende unschuldige jugoslawische Zivilisten eingesperrt, hingerichtet und ihre Dörfer und Städte den Flammen preisgegeben«. Ist das unbedacht oder werden damit zwei unterschiedliche Dimensionen angedeutet, und wenn ja, welche? In ähnlicher Weise heißt es auf S. 334 zu der in der italienischen Vergangenheitspolitik zentralen Problematik der sogenannten, im jugoslawischen Siegesrausch begangenen *foibe*-Morde im italienisch-slowenischen Grenzgebiet: »In Julisch Venetien waren in der Zeit nach der italienischen Kapitulation und wiederum seit dem Frühjahr 1945 hunderte italienische Staatsbürger getötet und in Karsthöhlen verscharrt worden.« Auf der nächsten Seite beklagt Ruzicic-Kessler »das zweifellos schreckliche Schicksal tausender Italiener, die in den Karsthöhlen Julisch Venetiens den Tod fanden« (S. 335 f.). Zehntausende, Tausende, Hunderte – macht es einen analytischen Unterschied oder nicht? Präzise Zahlen sind für den südslawischen Raum während des Zweiten Weltkriegs und seiner unmittelbaren Nachwirkungen notorisch schwer zu ermitteln, doch der Verfasser unternimmt nicht einmal ansatzweise einen Versuch, zu einer Klärung beizutragen. Das Gleiche gilt für Zahlen zur Bekämpfung aufständischer Bevölkerungsteile und Partisanen durch italienische Soldaten und Sicherheitskräfte und ihre serbischen und slowenischen Verbündeten und Handlanger. Wenn bei einer groß angelegten Offensive gegen Partisaneneinheiten in Slowenien im Sommer 1942 1.053 im Kampf getötete Partisanen und 1.236 Hinrichtungen verzeichnet wurden, bevor die Italiener die Initiative verloren und selbst zunehmend in Bedrängnis gerieten, dann sind das beträchtliche Zahlen. Wenn es sich jedoch »um die letzte große Offensive auf slowenischem Boden« handelte, weil die italienische Militärführung fortan die Defensive suchte, und wenn dies »gleichzeitig [...] auch die größte rein italienische Militäraktion auf jugoslawischem Boden« darstellte (S. 254 f.), dann relativiert sich diese Zahl angesichts der 28-monatigen Besetzung weiter Gebiete Jugoslawiens erheblich. So, wie er einen Versuch zur Ermittlung annähernd plausibler Zahlen menschlicher Opfer der italienischen Besatzungsherrschaft scheut, vermeidet Ruzicic-Kessler mitunter auch ein eigenes Urteil – in der Regel schließt er sich ohnehin in der Forschung vertretenen Auffassungen an –: Die von den kroatischen *Ustaše* verübten »Gräueltaten ereigneten sich in vielen Fällen vor den Augen der italienischen und deutschen Okkupationstruppen, was die Frage nach deren Mitverantwortung aufwirft« (S. 61). Nach einigen Beispielen wiederholt der Verfasser: »Das zieht wiederum die Frage nach einer Mitverantwortung durch Untätigkeit der italienischen Besatzungsmacht nach sich« (S. 89). Doch Ruzicic-Kessler unternimmt keine Anstalten, diese Frage zu beantworten oder auch nur zu erörtern.

Die Bekämpfung von Partisanen und Aufständischen schließlich nimmt in dem Buch einen breiten Raum ein; Ruzicic-Kessler beschreibt ein grundsätzlich »erbarungsloses Vorgehen gegen jeden mutmaßlichen Rebellen« sowie »Erschießungen, Plünderungen, Brandschatzungen«. Die darauf abzielenden Richtlinien des verantwortlichen Generals Mario Roatta vom März/April 1942 werden ausführlich zitiert (S. 242–245). Die naheliegende Frage, inwieweit diese einschlägigen Anordnungen sich an entsprechenden, in den benachbarten Einheiten der deutschen Wehrmacht zirkulierenden Befehlen orientierten oder durch sie inspiriert waren, stellt sich Ruzicic-Kessler nicht. Stattdessen stellt er erneut eine weitreichende, aus der einschlägigen Literatur übernommene These in den Raum, der zufolge »die Erfahrungen von vielen Soldaten und Offizieren, die im April 1941 in den Balkan geschickt wurden, von kolonialen Erfahrungen in Libyen und Äthiopien geprägt« gewesen seien: »Diese Tatsache ist teilweise die Erklärung dafür, wieso italienische Militärs in ihrer Politik der ›Befriedung‹ Jugoslawiens mit geradezu fanatischer Härte vorgingen« (S. 347). Auch hier ist zu konstatieren, dass Ruzicic-Kessler in seinem Buch nicht den geringsten Hinweis vorlegt, der diese These zu verifizieren geeignet wäre. Darüber hinaus vermeidet er jeden Abgleich mit Gepflogenheiten des damals geltenden Kriegs- und Besatzungsrechts. So ist der Leser am Ende bass erstaunt, wenn der Verfasser nach Dutzenden von Seiten, auf denen er das Unrecht des italienischen Besatzungsregimes und die Härte seiner Repressionsmaßnahmen geißelt, unvermittelt die Memoiren Roattas zitiert, der darin das Handeln der italienischen Verbände als berechtigte Reaktion auf die von Partisanen verübten unprovokierten Massaker an italienischen Soldaten pauschal verteidigt, und Ruzicic-Kessler kommentiert, »dass Roattas Darstellung der Verbrechen auf Seiten der Partisanen grosso modo der Wahrheit entsprach[]« (S. 339 f.).

Merkwürdigerweise setzt sich Ruzicic-Kessler nicht mit der 2013 erschienenen, seit 2015 in deutscher Übersetzung vorliegenden vielschichtigen Monografie des in Padua lehrenden Zeithistorikers Filippo Focardi über die italienische Geschichtspolitik im Hinblick auf die Rolle Italiens im Zweiten Weltkrieg auseinander.²⁵ Dabei geht es darin zentral auch um die Beurteilung der italienischen Besatzungspolitik insbesondere auf dem Balkan und Focardi ringt intensiv mit dem Vergleich zwischen deutscher und italienischer Besatzungsgewalt. Zunächst zeigt er sich unentschieden: In Jugoslawien und Griechenland »waren italienische Polizeikräfte und Militäreinheiten [...] an blutigen Vergeltungsmaßnahmen gegen Partisanengruppen vor Ort beteiligt, die durchaus mit denen der Nazis vergleichbar waren, vor allem hinsichtlich des systematischen Gebrauchs von Folter gegen Regimegegner, der Plünderung und dem Abbrennen ganzer Dörfer, der Liquidierung von Geiseln, der massenhaften Deportation von Zivilisten, der Bombardierung von Wohngebieten und der damit einhergehenden Tötung von Frauen und Kindern«. Die italienischen Besatzungsorgane hätten »ein System von Maßnahmen im Partisanenkampf errichtet, das dem der Deutschen entsprach«. Focardi spricht von einem regelrechten Krieg gegen die Zivilbevölkerung, einer Säuberung des Raums, die »die Grenzen

25 *Filippo Focardi*, *Falsche Freunde? Italiens Geschichtspolitik und die Frage der Mitschuld am Zweiten Weltkrieg*, Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn 2015, 352 S., geb., 42,90 € (zuerst ital. 2013).

zwischen Kämpfern und Nichtkämpfern zum Verschwimmen brachte und die Menschen mit voller Wucht in die repressive Gewalt hineinzog«. Dann kommen ihm aber offenbar Bedenken und unvermittelt verschiebt er die Maßstäbe: »Es handelte sich also um eine von den militärischen Befehlshabern bewusst verfolgte Politik des Terrors, die, auch wenn sie nicht an die von der Wehrmacht im Balkanraum verübten Verbrechen heranreichte, durchaus vergleichbar war mit dem bedingungslosen Kampf, den in der Folge Kesselrings Männer im besetzten Italien gegen die Resistenza führen sollten« (S. 147 f.). Das impliziert einen qualitativen Unterschied zwischen der deutschen Besatzungsgewalt auf dem Balkan und der in Italien und Focardis Zugeständnis, dass der italienische Besatzungsterror in Jugoslawien und Griechenland eben nicht die Qualität der deutschen Maßnahmen auf der Balkanhalbinsel erreichte. Einige Seiten weiter bestätigt Focardi dezidiert »erhebliche Differenzen« in der Besatzungspolitik »zwischen den beiden Achsenmächten« und verweist unter Rückgriff auf entsprechende Forschungen seines Kollegen Enzo Colloiti auf die unterschiedlichen Antriebskräfte, die »die Plünderungspolitik in den besetzten Gebieten und die repressive Gewalt, die vom monarchistisch-faschistischen Italien und dem nationalsozialistischen Deutschland ausgingen«, gekennzeichnet hätten: »Hinter der Gnadenlosigkeit der deutschen Repression standen eine äußerst effektive Kriegsmaschinerie und eine ›radikale Zielsetzung‹, die auf der ›rassistischen Unversöhnlichkeit des Dritten Reichs‹ basierte. Sie wurde vom ideologisch entsprechend indoktrinierten deutschen Soldaten geteilt, der sich seiner technologischen wie rassischen Überlegenheit sicher war.« Dagegen war »hinter der italienischen Entscheidung, auf brutale Mittel im Partisanenkampf zurückzugreifen, [...] eher militärische wie psychologische Schwäche [zu] erkennen, die Angst und die Verwirrung des italienischen Soldaten [...], der zudem, nur teilweise durch den Faschismus verblendet, nicht über die notwendigen militärischen Möglichkeit[en] verfügte«. Auf Gewalt habe der italienische Soldat »nur als Mittel der Selbstverteidigung und zum Schutz der eigenen Kameraden« zurückgegriffen, »war er doch in einen Krieg voller Hinterhalte und Fallen hineingeschleudert worden, dessen Sinn er nicht verstand. Vielmehr bestand sein einziges Interesse darin, zu überleben und gegebenenfalls die Gefallenen und, soweit es um Offiziere oder Schwarzhemden ging, misshandelten Kameraden zu rächen« (S. 174). Die Resultate der qualitativ unterschiedlichen Besatzungsgewalt fielen auch quantitativ entsprechend unterschiedlich aus: In Slowenien, wo am ehesten verlässliche Zahlen zu ermitteln sind, registriert Focardi im Bereich italienischer Verantwortung »mindestens 1.569 Hinrichtungen (mit oder ohne Prozess) sowie 1.376 Todesfälle in den italienischen Konzentrationslagern«, anderen Forschern zufolge »die Zahl von 1.594 durch Italiener getötete[] Partisanen sowie 1.870 in italienischen Lagern ums Leben gekommene[] Slowenen«. »Das Nievau [sic] der deutschen Gewalt in Slowenien war freilich mit 10.000 Opfern von Konzentrationslagern und 16.700 bei Repressalien gegen Geiseln oder bei Angriffen der Wehrmacht getöteten Zivilisten ungleich höher als das italienische« (S. 177 mit Anm. 130 auf S. 312 f.; bei allen solchen Zahlen sind grundsätzlich mögliche hohe Dunkelziffern insbesondere im zumeist als »Bandenbekämpfung« deklarierten »Partisanenkampf« zu berücksichtigen). Schließlich sah »mit Ausnahme der radikalen Faschisten [...] niemand in den Italienern ein *Herrenvolk*. Sie waren weder von einem ›biologischen Rassismus‹ durchdrungen (halfen sie

doch Juden und Serben) noch verfolgten sie gegenüber Griechen, Albanern und Jugoslawen jemals eine echte Politik ›ethnischer Säuberung‹. Und »im Unterschied zu den Deutschen (aber auch zur kroatischen Ustascha) waren die Italiener nicht Protagonisten eines Völkermords«; »im Übrigen führten sie Befehle weniger systematisch aus als ihr deutscher Verbündeter, der Vergeltungsmaßnahmen weitaus radikaler umsetzte« (S. 176).

Hier handelt es sich nur um eine wesentliche Erkenntnis aus einem überaus lesenswerten Buch, das sich mit unterschiedlichsten Aspekten der italienischen Kriegs- und frühen Nachkriegsgeschichte beschäftigt und nebenbei immer auch reichhaltige bibliografische Verweise bietet: So geht es um Italien in der alliierten Kriegspropaganda, um das Verhältnis zwischen deutschen und italienischen Soldaten und Kampfverbänden im Afrika- und Russlandkrieg und deren gegenseitige Wahrnehmung, um die Auswirkungen des anglo-amerikanischen Bombenkriegs gegen Italien, durch den 60.000 bis 70.000 Zivilisten getötet wurden, oder um Kriegsverbrechen der westalliierten Kampf- und Besatzungstruppen in Italien, etwa die durch marokkanische Einheiten der französischen Armee massenhaft verübten Vergewaltigungen. Der Leser erfährt einiges über das komplizierte Geflecht konfligierender Interessen in Italien infolge der innen- und außenpolitischen Zäsur des 25. Juli beziehungsweise des 8. September 1943 und die wechselseitigen Verratsvorwürfe nach dem Sturz Mussolinis und dem Waffenstillstand der königlichen Regierung des Marschalls Pietro Badoglio mit den Alliierten: Die spätfaschistische Reaktion unter deutschem Schutz in der Republik von Salò geißelte den Verrat durch das Königshaus und die Armeeführung, die postfaschistische Regierung im »Königreich des Südens« unter US-amerikanisch-britischer Aufsicht erkannte plötzlich einen Verrat des Landes und seiner Streitkräfte durch die unverantwortliche Bündnis- und Kriegspolitik des faschistischen Regimes seit Mitte der 1930er-Jahre, und die antifaschistische Opposition in den sich wieder regenden politischen Parteien prangerte den jahrzehntelangen Verrat großer Teile der Bevölkerung durch das monarchistisch-großbürgerlich-faschistische Regierungskartell der traditionellen Eliten an. Dabei waren sich die neue königliche Regierung, die Antifaschisten in Widerstand und Exil wie auch die politische Vertretung der Partisanengruppen mit großen Teilen der veröffentlichten Meinung darin einig, so die Hauptaussage Focardis, dass die italienische Nation von einer verblendeten faschistischen Führung – die Rolle des Königs(hauses) wurde je nach politischem Standort unterschiedlich beurteilt – gegen ihren Willen in das Bündnis mit dem »falschen Freund« Deutsches Reich und in den Krieg getrieben, ja gezwungen und letztlich an die Deutschen mit ihren Herrschaftsinteressen und Weltmachtfantasien verraten worden sei. In diesem Sinne konnte man sich auf die britische, US-amerikanische und auch die sowjetische Kriegspropaganda berufen, die seit je einen Keil zwischen die faschistische Führung und die Bevölkerung wie auch zwischen den italienischen und den deutschen Bündnispartner zu treiben bemüht gewesen war, man konnte auf die ungeheuerlichen deutschen Massenverbrechen im besetzten Europa verweisen und damit von italienischen Kriegsverbrechen abzulenken versuchen, man schrieb Italien und seinen Soldaten den Status von Opfern deutscher Anmaßung und Überheblichkeit zu, und man setzte auf die Wiedereingliederung Italiens, das *eigentlich* immer auf der Seite der Westmächte und der freiheitlichen Demokratie gestanden habe,

bevor es der faschistischen Herrschaft anheimgefallen sei, in eine internationale Nachkriegsordnung als gleichberechtigter Partner, nun, nachdem es sich selbst vom Faschismus befreit und als »Mitkriegführender« die Alliierten unterstützt habe. Das Ziel solcher Argumentationslinien war ein erträglicher Friedensvertrag, den das Land schließlich auch erhielt, wenngleich das von vielen Italienern und ihren Politikern nicht so gesehen wurde.

Alles in allem analysiert Focardi, gestützt auf eine beeindruckende Auswahl von einschlägigen Quellen, eingehend und überzeugend einen breiten, »auf die Exkulpation des italienischen Volkes gerichteten Weg« (S. 91), so wenn etwa im Mai 1944 die immer noch königliche, von den Alliierten anerkannte italienische Regierung »eine einstimmige Erklärung« abgab – von Liberalen und Christdemokraten bis zu den Kommunisten –, in der sie »jede Zuweisung einer Verantwortung des italienischen Volkes für den faschistischen Krieg« ablehnte (S. 85). Es handelte sich zweifellos um einen klaren Fall von Geschichtsklitterung. Allerdings irritiert der Eifer, mit dem Focardi seine Mission verfolgt und der sachliche Überlegungen eher in den Hintergrund schiebt. So gibt er nur nebenbei zu erkennen, dass es den Politikern in Italien in ganz klassischer Weise um die »Verteidigung der nationalen Interessen« ging (S. 108) – an dieser Stelle kann nicht diskutiert werden, ob die Vorstellung von der Existenz nationaler Interessen an sich sinnvoll ist – und deshalb »die Verurteilung des Kriegsbündnisses mit dem Dritten Reich, die Demaskierung der ›falschen‹ deutschen Kameradschaft sowie die Gegenüberstellung von ›guten Italienern‹ und ›bösen Deutschen‹ den politischen Erfordernissen« entsprachen, »die sowohl vom Establishment um Badoglio als auch vom antifaschistischen Spektrum vertreten wurden« (S. 201). Es handelte sich um Realpolitik, die an Sachverhalte anknüpfen konnte, die auch Focardi nicht leugnet: Die Politik Mussolinis ab 1935/36 war dem italienischen Nationalstaat und seiner Bevölkerung nicht dienlich, die nationalsozialistische Führung des Deutschen Reichs und ihre Ausführungsorgane sahen in Italien nie einen gleichberechtigten, achtenswerten Partner und handelten spätestens ab 1943 dementsprechend, die Kriegs- und Besatzungspolitik des Königreichs Italien erreichte weder in ihren Intentionen noch in ihrer Realität jemals die verbrecherische Qualität und die quantitativen Dimensionen derjenigen des Deutschen Reichs, und das Bild, das etwa in literarischen und journalistischen Verarbeitungen italienischer Erfahrungen mit Deutschen während des Kriegs gezeichnet wurde, fiel nicht zufällig wenig schmeichelhaft aus (vgl. dazu S. 201–214): Der *cattivo tedesco* war nun wirklich kein Produkt der Fantasie.

Eine Frage bleibt nach der Lektüre von Focardis engagierter Monografie offen: Wie stand es um das Verhältnis zwischen der faschistischen Führung und der Bevölkerung und inwieweit ist es berechtigt, zwischen Volk und Regime zu differenzieren? Focardi lehnt die in weiten Teilen des antifaschistischen Widerstands und dann auch der italienischen Geschichtspolitik »vorherrschende Darstellung eines nicht aufhebbaren Antagonismus« zwischen italienischem Volk und faschistischem Regime« (S. 101) offenkundig ab, ohne das Problem differenziert zu untersuchen. Er führt das Beispiel von Mario Borsa an, dem Anhänger der radikal-demokratischen Aktionspartei »und äußerst integren Chefredakteur der größten italienischen Tageszeitung, des ›Corriere della Sera‹«, der seit dem Frühjahr 1945 vorübergehend als »Corriere d'Informazione« erschien. Am 22. Mai 1945 habe Borsa in einem Leit-

artikel dem Kampf der Antifaschisten gehuldigt, »einer ›ehrenhaften Minderheit‹, die lange Zeit kein Gehör gefunden hatte bei einem Volk, das sich dem Regime ›blindlings gefügt‹ habe«. Zwei Monate später sei Borsa von diesem Urteil abgewichen und habe die Auffassung vertreten, »dass der Faschismus niemals der wahre Ausdruck des Willens unseres Volkes gewesen« sei: »All die Hunderttausende, die in den zwanzig Jahren der Mussolini-Eskapade gelitten haben, im Gefängnis, auf den Inseln [d. h. in Verbannung, im *confino*], in den Konzentrationslagern und im Exil, indem sie Verfolgung, Hunger und Tod riskierten, werden bescheinigen, dass das liberale und demokratische Italien nie gestorben ist.« Es sei lediglich gewaltsam unterdrückt worden. In Focardis Interpretation von Borsas Stellungnahmen »waren also aus der ›ehrenhaften Minderheit‹ der Antifaschisten, die die Ehre des Landes gerettet hatten, ›Hunderttausende‹ tüchtiger Menschen geworden, die für ein ›liberales und demokratisches Italien‹ standen, das niemals von der ›hässlichen Macht‹ der faschistischen Tyrannei erschüttert worden war« (S. 102). Der Berichterstatter vermag hier keinen Widerspruch zu erkennen: Diese Hunderttausende – präziser wird sich diese Gruppe zahlenmäßig naturgemäß kaum erfassen lassen – waren eben identisch mit der von Borsa benannten »ehrenhaften Minderheit«, und sie hatten alles Recht, sich als berufene Vertreter von Liberalismus und Demokratie, andere gewiss eher von Sozialismus oder Kommunismus zu verstehen und darauf zu beharren, dass sie einen Teil der italienischen Bevölkerung repräsentierten, wie groß auch immer er gewesen sein mag, der sich passiv verhielt und jedenfalls nicht im Sinn hatte, das faschistische Regime aktiv und bewusst zu unterstützen (in diesem Kontext kann man die massenhaften Desertionen italienischer Soldaten vor allem in Nordafrika nicht außer Acht lassen). Dieses Problem, das ebenso deutsche Demokraten und Sozialisten im (ja, auch im passiven) Widerstand und Exil angesichts der nationalsozialistischen Diktatur umtrieb, kann man nicht aus dem Weg räumen, indem man die Existenz und die Repräsentativität dieser tatsächlich ehrenhaften Minderheit in Abrede stellt. Vielmehr gab es in beiden Ländern (oder eben außerhalb, geflüchtet vor den verbrecherischen Regimes) eine solche ehrenwerte Minderheit, deren Vertreter sich, wie es der liberale Philosoph und Historiker Benedetto Croce im September 1944 voller Stolz zum Ausdruck brachte, als Bürger eines militärisch besiegten Landes *politisch* nicht besiegt fühlten, sondern als Repräsentanten eines anderen Italien ihr Recht behauptet hatten, »zu den Siegermächten gezählt zu werden« (S. 93). Insofern würde Focardis Ansatz ein höheres Maß an Differenzierung guttun: Die Antifaschisten trugen tatsächlich – es sei denn, man wollte ihr Versagen im Angesicht der faschistischen Herausforderung bis Mitte der 1920er-Jahre zum alleinigen Maßstab erheben – nicht die Verantwortung für oder gar die Schuld an der desaströsen Kriegspolitik des Regimes. Sie standen für einen Teil der italienischen Nation, der sich unter den Bedingungen einer gemäßigten Gewaltherrschaft nicht zu artikulieren vermochte, sieht man von Unmutsäußerungen, im Krieg zunehmenden Streiks und eben auch dem verdeckten Militärstreik ab, und sie geben Anlass, sehr viel intensiver über die analytische Trennung von Regime und Bevölkerung und ihren jeweiligen Teil an der Verantwortung nachzudenken, als Focardi es tut.

IX. Die Italienische Republik seit 1946

»Das italienische Desaster« ist ein Essay betitelt, mit dem der englische Historiker und Soziologe Perry Anderson, ein angesehener Denker der sogenannten Neuen Linken, 2014/15 einiges Aufsehen in einer breiteren internationalen Leserschaft hervorrief.²⁶ Anderson zeichnet ein vernichtendes Bild der politischen, staatsrechtlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse in der Italienischen Republik seit dem Umbruch der Parteienlandschaft in den frühen 1990er-Jahren. Seine kenntnisreichen Skizzen der sozialen und ökonomischen Stagnation und des strukturellen Stillstands in den zwei Jahrzehnten der Konkurrenz um die politische Führung zwischen einer Mitte-rechts-Koalition unter Silvio Berlusconi und einer Mitte-links-Konstellation unter der Führung Romano Prodis und Massimo D'Alema weisen keinerlei Lichtblick auf und führen in einen Dschungel aus Vetternwirtschaft und Korruption, einem kleinlichen Gezerre um Wahlrechtsreformen und Verfassungsänderungen mit dem Ziel der Stärkung der jeweils eigenen politischen Position, Karrierismus und Justizbeugung – wobei die Rolle der organisierten Kriminalität überhaupt nur am Rande vorkommt. Anderson sucht insbesondere die politische Integrität des von 2006 bis 2015 amtierenden Staatspräsidenten Giorgio Napolitano zu demontieren – er habe mehrfach und gezielt die Verfassung gebrochen – und lässt an dem 2014 bis 2016 als Ministerpräsident regierenden Matteo Renzi kaum ein gutes Haar: Er sei politisch substanzlos und arbeite allein mit Proklamationen und Versprechungen. Strukturelle Reformen seien generell seit den 1990er-Jahren kaum zustande gekommen, die institutionellen Beharrungskräfte in Ministerien und Verwaltungen stünden einschneidenden Veränderungen entgegen, und ein zunehmend personalisierter politischer Wettbewerb lasse eine inhaltliche Unterscheidung parteipolitischer Positionen kaum noch zu. Seine besondere Brisanz gewinnt Andersons Essay durch die schneidende Kritik auch an den europäischen Institutionen und der Brüsseler EU-Bürokratie, der er nicht nur fatale Demokratiedefizite bescheinigt, sondern die er ebenso für korrupt erklärt und über Gesetze hinweg handeln sieht wie den italienischen Politikbetrieb. Die Zustände in Italien bildeten letztlich bloß »ein Konzentrat der europäischen Situation« (S. 64).

Wenn Anderson überhaupt eine Richtung in der italienischen Staatspolitik der vergangenen drei Jahrzehnte erkennen möchte, dann erblickt er sie in der Anpassung an die – nicht zuletzt auf internationalen und insbesondere deutschen Druck durch Brüssel vermittelten – Vorgaben eines neoliberalen Systems und in der Absenkung sozialpolitischer Standards. Aus der Perspektive einer 1992/93 entstandenen Zweiten Republik »erscheint die erste Republik als goldenes Zeitalter« – ein bemerkenswerter Hinweis auf die Relativität von Krisenperzeptionen im Hinblick auf die Geschichte der Italienischen Republik! –, während sich mit dem Auftreten Matteo Renzis nun »eine Dritte Republik« abzeichne (S. 85). In ähnlicher Weise postuliert der in Trier lehrende Zeithistoriker Massimiliano Livi die Existenz einer »sogenannte[n] Zweite[n] Republik« zwischen 1993 und 2013 und wähnt Italien somit in

²⁶ Perry Anderson, *Das italienische Desaster*, Suhrkamp Verlag, Berlin 2015, 90 S., kart., 7,99 € (zuerst engl. 2014).

der Entstehungsphase einer Dritten Republik.²⁷ Livi verweist auf die Entwicklung neuartiger Bewegungen im politischen Raum, besonders auf den »MoVimento 5 Stelle« (M5S), die Fünf-Sterne-Bewegung des Komikers Giuseppe »Beppe« Grillo und seines intellektuellen Mitstreiters Gianroberto Casaleggio, auf die Rolle populistisch agierender Führungspersonen, die Parteiapparate weitgehend überflüssig erscheinen lassen, auf die dezidierte Distanzierung von traditionellen Formen der Politik und die damit tendenziell verbundene Überwindung des überkommenen Rechts-links-Kontinuums. Insgesamt erkennt Livi eine »bis heute noch andauernde Transformation der italienischen Demokratie« (S. 235), »einen lang andauernden Wandel des Politischen, der Partizipation und der Demokratie«, und auch er urteilt mit Blick auf »die Erosion der Bindekraft der traditionellen Parteien, die Wählervolatilität, die Individualisierung der Wahlpräferenz und der politischen Zugehörigkeit sowie die (allmählich zunehmende) Distanzierung der Bürger von der politischen Teilhabe«, »dass Italien im europäischen Kontext bei aller Eigenart mehr ein Vorreiter als ein Sonderfall ist« (S. 248).

Die ungeachtet solcher gemeineuropäischer Züge außergewöhnliche Bedeutung, die in der Geschichte der Italienischen Republik Phänomenen wie allumfassender Korruption und maßlosem Steuerbetrug, verbunden mit sämtlichen Formen organisierten Verbrechens, linken wie rechten Terroraktionen und vermeintlichen Staatsstreichplänen, undurchschaubaren Geheimdiensten und Ermittlungsbehörden sowie Justizakten und publizistisch-journalistischen Arbeiten als maßgeblichen Quellen für die Aufklärung von Sachverhalten zukommt, in einem »Land, in dem man nie etwas sicher weiß« – so wird Beppe Grillo im Klappentext von Andersons Büchlein zitiert –, ist sicher *eine* gute Erklärung dafür, dass eine aus den Quellen gearbeitete, fundierte Darstellung der Geschichte dieser Republik aus der deutschsprachigen Zeitgeschichtsforschung auch weiterhin nicht zu erwarten ist. Ebenso wenig wagen sich deutsche Verlage an die Herausgabe von Übersetzungen einschlägiger italienischer Werke heran. So muss sich der deutschsprachige Leser nach wie vor mit Kapiteln aus Handbüchern und Gesamtdarstellungen zur italienischen Geschichte behelfen. Eine Möglichkeit dazu bietet die aktualisierte Fassung des Abschnitts von Rudolf Lill über »Italien als demokratische Republik« in der im Reclam Verlag erschienenen Geschichte Italiens.²⁸ Der 2020 verstorbene herausragende Italien-Spezialist unter den deutschen Historikern seiner Generation führt die Leserschaft in einer seiner letzten Publikationen aus einer liberal-konservativen Perspektive durch die Jahrzehnte dieser Republik und widmet der Phase seit dem politischen Umbruch von 1992/93 bis an die Jahreswende 2015/16 immerhin gut 30 Seiten. Lill verweigert sich der *narratio* von der Zweiten oder gar Dritten Republik und betont die Kontinuitäten in der Entwicklung der wirtschaftlichen, sozialen und internationalen Situation Italiens seit dem Zweiten Weltkrieg; er stellt die Frage der Reformfähigkeit des Landes ins Zentrum seiner Analyse. Sowohl dem Berlusconi-

27 *Massimiliano Livi*, Das politische System Italiens seit den 1970er Jahren. Legitimationskrise oder Formwandel der Demokratie, in: *Cavazza/Großbölting/Jansen*, Massenparteien im 20. Jahrhundert, S. 229–255, Zitat: S. 234.

28 *Rudolf Lill*, Italien als demokratische Republik, in: *Wolfgang Altgeld/Thomas Frenz/Angelica Gernert* u. a., Geschichte Italiens. 3., akt. und erw. Aufl., Verlag Philipp Reclam jun., Stuttgart 2016, 579 S., brosch., 19,95 €, S. 455–536.

als auch dem Prodi-Lager spricht er dabei den Reformwillen und auch einige zukunftsweisende Erfolge nicht ab, allerdings gibt auch Lill im Hinblick auf die vor allem von Berlusconi propagierte »Freiheit aller wirtschaftlichen Akteure« zu bedenken, »dass die Schwächeren mit solcher Freiheit nichts oder wenig anfangen konnten«. Ein solches »Programm musste zu einer Entsolidarisierung der Gesellschaft führen« (S. 512). Lill sucht ebenso wie Anderson, Schneisen durch das Gewirr politischer Wendungen, Entscheidungen und Sackgassen im Italien der vergangenen drei Jahrzehnte zu schlagen; aus beider Darstellungen werden die Fallstricke und Probleme auch historiografischer Art bei einer solchen Annäherung an die allerjüngste Vergangenheit deutlich: Insbesondere im Hinblick auf die zukünftige Rolle Matteo Renzis haben sie sich aus der Perspektive der Jahreswenden 2014/15 beziehungsweise 2015/16 vertan. Beide hielten von Renzi als Person und programmatisch wegweisender Kraft wenig, doch Anderson prophezeite ihm und seinem »Partito Democratico« (PD) eine große Zukunft: »Es gibt keine Alternative zu Renzi, er ist Italiens letzte Chance« (Anderson, S. 74), während Lill immerhin vorsichtig zu bedenken gab, schon die nächsten Kommunalwahlen könnten im Frühjahr 2016 »die derzeitige für Renzis Koalition recht günstige Situation verändern« (S. 533). Doch lobte er Renzis Reformprojekte für das Arbeitsrecht, die Schulen, das Wahlrecht und die Institution des Senats sowie die von ihm geplanten Steuersenkungen und Maßnahmen zur Sanierung der Staatsfinanzen ebenso wie seine Neuansätze in der Außen- und Europapolitik (S. 530 f. u. 534). Tatsächlich sollte Renzi an seiner eigenen – sowohl von Anderson wie von Lill tendenziell konstatierten – Überheblichkeit bereits Ende 2016 politisch scheitern; das Getriebe letztlich doch herkömmlicher italienischer Machtpolitik scheint ihn wie manch anderen vermeintlich herausragenden Akteur vor ihm unversehens in die Bedeutungslosigkeit verwiesen zu haben. Und die Italienische Republik funktioniert weiter.

Eine vorzügliche Ergänzung der Überblicksdarstellungen zur Geschichte der Italienischen Republik liefert weniger ein belangloses Länderporträt²⁹ oder der Katalog zu einer nie realisierten Ausstellung³⁰ als die Neubearbeitung des erstmals 1995 erschienenen, von Richard Brütting und Birgid Rauen verantworteten umfangreichen Italien-Lexikons.³¹ Es handelt sich um eine Fundgrube fundierter Informationen zu einer erstaunlichen Fülle von Begriffen, Institutionen, Sachverhalten aller Art und Personen, die in einem eigenen, 150 Seiten umfassenden Teil verzeichnet werden: Allein der Artikel über Silvio Berlusconi erstreckt sich über elf Seiten, Romano Prodi muss sich dagegen mit einer knappen Seite begnügen; berücksichtigt werden Persönlichkeiten vom Risorgimento – Napoleon III., Giuseppe Mazzini und Giuseppe Garibaldi – bis in die Gegenwart. Unter den Sachartikeln sind insbesondere die zu Firmen(gruppen), Verbänden, Medien und staatlichen Einrichtungen aller

29 *Gianluca Falanga*, Italien. Ein Länderporträt. 3., akt. Aufl., Christoph Links Verlag, Berlin 2016, 206 S., brosch., 18,00 €.

30 *Wolfgang Storch/Kludia Ruschkowski* (Hrsg.), Deutschland – Italien. Aufbruch aus Diktatur und Krieg, Sandstein Verlag, Dresden 2013, 396 S., kart., 48,00 €.

31 *Richard Brütting/Birgid Rauen* (Hrsg.), Italien-Lexikon. Schlüsselbegriffe zu Geschichte, Gesellschaft, Wirtschaft, Politik, Justiz, Gesundheitswesen, Verkehr, Presse, Rundfunk, Kultur und Bildungseinrichtungen. 2., völlig neu bearb. und wesentlich erw. Aufl., Erich Schmidt Verlag, Berlin 2016, 1256 S., geb., 128,00 €.

Art von großem Wert, man findet aber auch Lemmata zu »Vino«, »Vulcani« oder »Western all'italiana«: ein ebenso informatives wie breit gefächertes und mit zahllosen Literaturhinweisen versehenes Hilfsmittel bester Art.

Die Spezialstudien zu Themen aus der Geschichte der Italienischen Republik bleiben in ihrer Zahl überschaubar und lassen sich thematisch und methodisch kaum auf einen Nenner bringen. In ihrer bereits 2008 fertiggestellten, für die Drucklegung teilweise überarbeiteten Kölner Dissertation beschäftigt sich Antje Dechert mit Aspekten des Starkults im Bereich der italienischen Film-, Kino- und Werbewirtschaft.³² Am Beispiel der Schauspielerinnen und Schauspieler Vittorio De Sica, Sophia Loren, Marcello Mastroianni und Catherine Spaak analysiert Dechert Körperdiskurse, tatsächlich eher Diskurse um Geschlechterrollen und Genderproblematiken, um Männlichkeits- und Weiblichkeitsstereotype, und zeigt dabei Kontinuitäten über die Zäsur von 1943/45 hinweg auf. Die kluge, belesene, inhalts- und gedankenreiche und ungeachtet ihrer kulturgeschichtlichen Grundierung und eines streckenweise entsprechenden Jargons gut lesbare Arbeit spricht eine Vielzahl von Themen an: Es geht über Filmanalysen hinaus um die relative Pluralität faschistischer Medienproduktion und zögerliche Versuche des Regimes zu ihrer gezielten und strengeren Kontrolle, um die Kontinuität von Zensurbehörden und -maßnahmen vom Faschismus zur etablierten Italienischen Republik – jeweils im wohlwollenden Konsens mit katholischen Stellen, mitunter auch unter deren kritischer Beobachtung –, um Rationalisierungs- und Modernisierungsprozesse in der italienischen Filmwirtschaft, die ebenfalls schon unter der faschistischen Diktatur einsetzten, um Konsumpraktiken und Körperkult, um die wiederum keineswegs einheitliche und zielgerichtete, sondern »paradoxe Geschlechterpolitik des Faschismus«, in der »eine gewisse Anerkennung weiblicher Emanzipationsbestrebungen« einherging »mit der Verneinung einer Ausweitung weiblicher Rechte« (S. 99), und um »einen Einblick in die körpergeschichtliche Dimension des Wandels Italiens zur Massengesellschaft« (S. 285). Die Vielfalt der in dieser fleißigen Arbeit dargebotenen Einsichten, Aspekte und Exkurse lässt sich unmöglich zusammenfassen. Die Verfasserin versucht es folgendermaßen: »Anhand des Starimages« der vier genannten Personen »zeichnet sich ein umfassender Wandel der Körperideale und Geschlechterverhältnisse in Italien zwischen 1930 und 1965 ab, der vor allem durch die Zäsuren des Zweiten Weltkriegs und des Wirtschaftswunders beschleunigt wurde. Insgesamt entwickelte sich der Geschlechterdiskurs in die Richtung einer größeren Egalität der Gender, einer stärkeren Pluralität der Geschlechtermodelle und einer wachsenden Akzeptanz alternativer männlicher und weiblicher Identitäten, wobei Heterosexualität und das Zweigeschlechtermodell weiterhin als Norm galten« (S. 415).

Diese Ergebnisse erscheinen plausibel und dürften auch aus der Perspektive einer Sozialgeschichte oder einer Geschichte des Politischen anschlussfähig sein. Sie wirken allerdings nicht unbedingt originell, und das verweist auf die methodischen Probleme, die diese Arbeit trotz ihrer inhaltlichen und formalen Solidität kennzeichnen, und die an dieser Stelle angesprochen werden sollen, weil sie nicht unty-

32 *Antje Dechert*, *Stars all'italiana. Kino und Körperdiskurse in Italien (1930–1965)* (Italien in der Moderne, Bd. 21), Böhlau Verlag, Köln/Weimar etc. 2014, 453 S., geb., 65,00 €.

pisch für einen kulturwissenschaftlich orientierten Zweig der Zeitgeschichtsforschung sind. Dieses Buch basiert etwa zur Hälfte auf einer Repetition von Erkenntnissen der Forschungsliteratur, bereichert um einschlägige Beiträge aus zeitgenössischen Illustrierten und Zeitschriften, die diese Erkenntnisse bestätigen. Der Aufbau der vier Hauptteile der Arbeit gestaltet sich jeweils ähnlich: Zunächst werden ausführlich Forschungsergebnisse zu »Männlichkeiten und Massenkultur im Faschismus«, »Kino, Stars und Körperkult in den 1930er Jahren«, »Körper zwischen Tradition und Emanzipation – die *maggiorate fisiche*«, »Der Latin-Lover-Mythos«, »Wirtschaftswunder und weibliche Sexualität im Wandel« oder »Weiblichkeit und sexuelle Liberalisierung in der *cultura giovanile*« aufbereitet. In langen Exkursen beispielsweise über »Die italienische Jugendkultur der 1960er Jahre« erfährt der Leser vieles über die italienische Jugendbewegung und ihre sukzessive Politisierung, jugendlichen Lebensstil, Moden, Popmusik, Cordhosen, Motorroller und alles mögliche weitere. Das ist nicht nur hinlänglich bekannt und repetiert vielfach Allgemeinwissen, es hat auch wenig mit Kino oder Körperdiskursen zu tun. Dann folgen in jedem Hauptteil Filmanalysen, mit denen die bereits feststehenden Ergebnisse jeweils illustriert und bestätigt werden. Schon die Sprache ist eindeutig: Durchweg finden sich Sätze nach dem Muster »Wie körperhistorische Studien [...] gezeigt haben« (S. 291; vgl. hier exemplarisch die ganze S. 291 f.), »Wie verschiedene Forschungsarbeiten gezeigt haben« (S. 340) oder »wie einschlägige Forschungsarbeiten gezeigt haben« (Anm. 23 auf S. 363). Diese schon vor- und festliegenden Ergebnisse werden in die Filme und die darin auftretenden Charaktere hineinprojiziert: So findet die Verfasserin entsprechend »ein weiteres Indiz für die damals stattfindenden Verschiebungen im Geschlechterdiskurs« (S. 363), Lockerungen der Moralvorstellung und Impulse zur sexuellen Liberalisierung, die »im Bereich des Films bereits zu Beginn des Jahrzehnts nachweisbar« sind (S. 382), oder ein »Starimage« als »Ausdruck einer Gesellschaft« (S. 387). Ein Film spricht »ein Thema an, das im Übergang zu den 1960er-Jahren in den Medien an Sichtbarkeit gewann« (S. 394), ein anderer Film macht »die einsetzende Auflösung traditioneller Geschlechterhierarchien und Moralvorstellungen« sichtbar und in seiner Hauptfigur »zeichnet sich [...] ein bedeutender Wandel in der Darstellung weiblicher Sexualität ab« (S. 411 f.). Das mag man wohlwollend als deduktive Methode beschreiben (vgl. als kompaktes Beispiel noch S. 176 f.). Tatsächlich steht es aber exemplarisch für eine Art von Geschichtswissenschaft, die von ihrem methodischen Ansatz her nicht kritisch ist, sondern affirmativ. Antje Dechert reiht sich mit ihrer Arbeit in spezifische kultur- und aktuelle geschichtswissenschaftliche Diskurse ein, nicht, um sie infrage zu stellen, sondern um sie zu bestätigen. Der Erkenntnisfortschritt bleibt damit notwendigerweise eng begrenzt.

Ein anderer methodischer Kritikpunkt bezieht sich auf Decherts Vorgehensweise bei der Analyse ihres Materials. Die Verfasserin arbeitet nie argumentativ und sucht nicht nach Kausalitäten, sie verlässt sich allein auf gedankliche Assoziationen, die dann irgendwie zu den gewünschten Ergebnissen führen:

»So kommt beispielsweise bei der Analyse einer Reklame, in der Sophia Loren Mitte der 1950er Jahre für Lux-Seife wirbt, eine Bedeutungskette zum Vorschein, die Reinheit und Luxus an den elfenbeinfarbenen Teint der statuenhaft abgebildeten Diva bindet. Die Dar-

stellung ihres Starkörpers im Zusammenhang mit der Seife verknüpft bestimmte Vorstellungen von gender, sozialer Klasse und Rasse, bewirkt so eine Idealisierung des weißen, rassisch reinen, klassisch schönen Frauenkörpers und bindet diese Eigenschaften an die mittleren und oberen Schichten. [...] Diese Assoziationskette kann dann wiederum im Kontext eines postkolonialen Diskurses innerhalb der italienischen Gesellschaft in dieser Zeit betrachtet werden und erhält somit eine politische Bedeutung« (S. 165 mit Anm. 65).

Das mag alles so sein. Das Problem angesichts dieser für das Buch durchweg typischen Arbeitsweise besteht aus der Sicht einer traditionellen Geschichtswissenschaft darin, dass die Verfasserin nirgends auch nur den Versuch unternimmt, ihre Assoziationen durch zeitgenössische Zeugnisse der Urheber ihrer Quellen zu untermauern. Dechert verwendet keine archivalischen Quellen, ihre Filmanalysen kommen gänzlich ohne Aufzeichnungen der Männer aus, die diese Filme gestaltet haben: keine Briefe, Tagebücher, Drehbücher, Drehtagebücher, zeitgenössischen öffentlichen Äußerungen der Produzenten, Drehbuchautoren und Regisseure. Sie erörtert nicht einmal die Möglichkeiten, an solche Quellen zu gelangen, um mit ihrer Hilfe etwas über die in den Filmen zum Ausdruck gebrachten Intentionen herauszufinden. Selbst die seinerzeitige Filmkritik wertet Dechert nur sporadisch aus, ohne darin für ihre Interpretationen Unterstützung zu finden. Antje Dechert liefert ihrer Leserschaft ausschließlich ihre eigenen Assoziationen, die sie mit den von ihr vorgestellten Filmen verbindet. Das ist methodisch zu wenig, um geschichtswissenschaftlich überzeugen zu können. Übrigens reflektiert Dechert auch nicht die Tatsache, dass diese Filme eben ausschließlich von Männern geschaffen wurden: Was sagt das über die darin (re)produzierten Geschlechterbilder und -stereotype aus, und was bedeutet das methodisch für die Analyse der Filme als Quellen?

In Decherts Studie ist ihrem Ansatz folgend naturgemäß viel von Performanz, Konstruktion oder Projektion die Rede. Es geht um »die Kategorie ›Körper‹ [...] als Effekt diskursiver Zuschreibungen und damit auch bestimmter Machtverhältnisse« (S. 13), um – hier in Bezug auf Italien – »die Konstruktion eines patriarchalischen und rückständigen Südens« (S. 349), um »Fremde oder Ausländerinnen [...] als Projektionsflächen für die Hoffnungen und Ängste, die mit den kulturellen Modernisierungs- und Emanzipationsprozessen der Nachkriegszeit einhergingen« (S. 358), oder um »eine Projektionsfläche für die kulturellen Veränderungs- und Pluralisierungsprozesse« (S. 360). Diese Neigung, alles in Diskurse aufzulösen, wird höchst problematisch, sobald sie mit historischen Tatsachen umzugehen hat. Das betrifft etwa das Problem der 1943/44 durch marokkanische Soldaten des französischen *Corps Expéditionnaire Français* in Italien verübten Vergewaltigungsverbrechen (S. 230 mit Anm. 233): »Mündlichen Zeugnissen zufolge sollen von diesen Soldaten Plünderungen und Vergewaltigungen in der Region um Cassino verübt worden sein.« Dechert verweist damit Tatsachen sprachlich auf die Ebene eines Gerüchts. Und welche anderen als mündliche Zeugnisse sind von derartigen Taten in der Regel überliefert? Die Forschungslage sei sehr lückenhaft – Dechert hat sich mit der Forschung nicht genügend auseinandergesetzt.³³ »Bis heute werden diese Kriegsverbrechen allein mit den französischen Kolonialtruppen konnotiert.« Das stimmt

³³ Vgl. nur die Hinweise bei *Focardi*, Falsche Freunde, S. 109, mit S. 281 f., Anm. 111 f.

nicht. »Die einseitige Projektion dieser Straftaten auf die nordafrikanischen Soldaten ist vor dem Hintergrund fortbestehender kolonialer Stereotype des triebhaften, kriminellen Afrikaners oder Arabers zu betrachten.« Die selbst von französischen Militärgerichten dokumentierten und teilweise mit Todesurteilen geahndeten Verbrechen werden damit bei Dechert in die Nähe bloßer Projektionen gerückt. Das mag im Sinne kulturgeschichtlicher, quellenferner und selbstreflexiver Diskurse und der politischen Korrektheit sein. Es wird jedoch weder der Sache noch den Opfern gerecht.

Als methodisch konservativer, doch inhaltlich grundsolider Beitrag zur Geschichte parlamentarischer Aushandlungsprozesse und politischer Entscheidungssuche in der Italienischen Republik erweist sich die in Heidelberg bei Edgar Wolfrum entstandene Dissertation von Matthias Kirchner über die Bemühungen um eine grundlegende Reform der italienischen Hochschulen in den 1960er-Jahren.³⁴ Angesichts der aus dem liberalen und dem faschistischen Königreich Italien überkommenen Universitäten, die der Bewahrung einer statischen Gesellschaft im Sinne der herrschenden Eliten dienten, stellt Kirchner die umfassende Reform dieser antiquierten Hochschullandschaft als erstrangige politische und gesellschaftliche Herausforderung für die Republik dar. Während des Umbruchs und der Verfassungsdiskussion von 1943 bis 1948 sei es nicht gelungen, dieses Problem zu bewältigen oder auch nur ernsthaft zu diskutieren, weil drängendere Probleme im Vordergrund standen. Und auch für die 1950er-Jahre verzeichnet Kirchner trotz einiger mahnender Stimmen kein hinreichendes gesellschaftliches Bewusstsein für die Notwendigkeit einer tiefgreifenden Universitätsreform. So blieb es bei fehlender Chancengleichheit durch einen faktisch beschränkten Zugang zum wissenschaftlichen Studium, bei Professorenwillkür in einer auf die Vorherrschaft der ordentlichen Lehrstühle ausgerichteten Universitätslandschaft, bei verstaubten Lehrmethoden und -inhalten. Erst um 1960 herum begann sich die Lage zu ändern: Auch in Italien wie in der gesamten westlichen Welt griff die Vorstellung um sich, man könne im Zuge eines dauerhaften Wirtschaftswachstums und einer anhaltenden Zunahme des Wohlstands zu einer mittelfristigen Planung – im Italienischen *programmazione* – wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Entwicklungen übergehen und bedürfe insbesondere aufgrund von ökonomischen Notwendigkeiten einer entsprechend ausgebildeten Bevölkerung. Das erfordere eine nicht bloß quantitative, sondern auch qualitative Ausweitung und Verbesserung der akademischen Bildung. Vor dem Hintergrund einer sich anbahnenden Mitte-links-Regierung (*centro-sinistra*) mit den Christdemokraten der DC und den Sozialisten des »Partito Socialista Italiano« (PSI) als tragenden Säulen wurde 1962 eine breit gelagerte Kommission für Bildungsreform eingesetzt, die einen parteiübergreifenden Konsens über das Erfordernis und über wesentliche Inhalte einer Universitätsreform erzielte: Die Universitätslandschaft müsse in ihren Kapazitäten den Bedürfnissen der italienischen Massen-, Industrie- und Dienstleistungsgesellschaft angepasst und qualitativ in ihren Strukturen, Studienordnungen und akademischen Laufbahnen, in Lehre und

34 Matthias Kirchner, Hochschulreform und Studentenrevolte in Italien 1958–1974 (Sammlung Schöningh zur Geschichte und Gegenwart), Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn 2015, 492 S., geb., 49,90 €.

Prüfung und im Hinblick auf die Frage ihrer Autonomie und Demokratisierung umgestaltet werden. Als Ziel solcher Bemühungen stand »der Umbau zur modernen Massenuniversität« zur Debatte (S. 163).

Es gelang dem christdemokratischen Minister für die öffentliche Bildung, Luigi Gui, im Mai 1965 einen entsprechenden Gesetzesentwurf vorzulegen, der allerdings bereits Zugeständnisse an die konservativen Vorbehalte gegen eine zu weitgehende Änderung überkommener Zustände enthielt. Im Zentrum kontroverser Diskussionen standen die umstrittene Einrichtung von *dipartimenti* nach angelsächsischem Vorbild, die Schaffung eines stark berufsorientierten Diplom-Abschlusses als Alternative zur herkömmlichen *laurea*, die Anwesenheitszeiten der Professoren und der Umfang ihrer Lehrverpflichtungen, die Karriereaussichten des wissenschaftlichen Personals und der Umfang einer etwaigen Mitbestimmung studentischer Vertreter in universitären Gremien, generell schließlich die (Un-)Abhängigkeit der Universitäten vom Ministerium. In diesen und anderen Fragen suchte Guis Entwurf eher vermittelnde Lösungen; der Minister selbst sah in seiner Gesetzesvorlage nicht »die Reform« (S. 361), sondern vielmehr einen Versuch, einen Anstoß zu einem darauf folgenden dauerhaften Reformprozess zu liefern. Doch erschien sein Projekt den Progressiven nicht weitgehend genug, den Konservativen aber zu weitgehend – das galt auch für die jeweiligen Flügelkräfte in einer komplizierten Mehrparteienkoalition. Außerhalb der Regierungsparteien kritisierte die führende Tageszeitung »Corriere della Sera« einen »mühsame[n] Kompromiss«, der »ein nebulöses Antlitz« trage (S. 211), der PCI erkannte in einem weiteren Stadium des Entwurfs »nur Unsicherheit und Kompromisse« (S. 273) und hatte im Übrigen einen eigenen Gesetzesentwurf vorgelegt, den Kirchner als konsequenter, progressiver und mutiger beurteilt (S. 291) und den selbst der ebenfalls oppositionelle »Partito Liberale Italiano« (PLI) für »klarer und ehrlicher als der im Dunkeln bleibende und scheinheilige Gesetzesentwurf der Regierung« hielt (S. 280). Nicht zuletzt aufgrund ungünstiger werdender Rahmenbedingungen, insbesondere einer sich seit 1963 verschlechternden wirtschaftskonjunkturellen Lage und daraus folgender Verteilungskämpfe in der allmählich auch wegen anderer Fragen in Konflikte geratenden *Centro-sinistra*-Koalition, scheiterte angesichts des bevorstehenden Endes der Legislaturperiode Guis Reformgesetz im Frühjahr 1968; es versandete in einer für den italienischen parlamentarischen Betrieb nicht untypischen Weise. Ungeachtet vieler Einzelgesetze, die seit den Zeiten der Mitte-links-Regierungen der 1960er-Jahre den quantitativen Ausbau der italienischen Universitätslandschaft voranbrachten und tatsächlich Massen von Studierenden den Weg in die Hochschulen eröffneten – was zur Ausbildung eines breiten akademischen Proletariats führte –, blieb eine umfassende Strukturreform aus.

Während der Leser dieses Buches naturgemäß vieles über die Zustände und anhaltenden Probleme an italienischen Universitäten erfährt und darüber hinaus eine Einführung in die Ursprünge der Studentenbewegung in Italien 1967/68 bekommt, die nicht zuletzt als Reaktion auf den Reformstau an den Hochschulen selbst zu interpretieren sei, besteht der eigentliche Wert von Kirchners Arbeit im Hinblick auf die politische Geschichte der Italienischen Republik in den von ihm vermittelten Einsichten in »die grundsätzliche Langsamkeit des politischen Prozesses in Italien« und in »die Zerstrittenheit und oftmals unversöhnlichen ideologi-

schen Konflikte der verschiedenen Lager«, die letztlich eine Einigung über das Gesetz in dem zur Verfügung stehenden Zeitraum einer Legislaturperiode verhinderten (S. 255). Konkret gewinnt man einen plastischen Eindruck von der Instabilität der italienischen Mitte-links-Regierungen mit ihren jeweils doppelten potenziellen Konfliktlagen vordergründig von konservativen Christdemokraten und fortschrittsorientierten Sozialisten, faktisch aber von reformorientierten katholischen Sozialpolitikern und kooperationsbereiten sozialistischen Reformisten einerseits, die eine konstruktive Zusammenarbeit ermöglichten, und traditionsbehafteten christlichen und intransigenten sozialistischen Hardlinern andererseits, die ein einträchtiges Handeln zu gerne torpedierten. Bei der speziellen Problematik dieses Gesetzesprojekts kam in der Abgeordnetenversammlung eine Art informeller Koalition aus Professoren aller Parteien hinzu, die sich darin einig zeigten, eine Abschaffung ihrer überkommenen Privilegien verhindern zu wollen.

Weitere jüngere Publikationen zur Geschichte der Italienischen Republik befassen sich intensiv mit Aspekten des linken Klassenkampfes bis hin zum Linksterrorismus, einem Komplex, der auf Wissenschaft und Öffentlichkeit anscheinend eine unveränderte Faszination ausübt. Vollständig rückwärtsgerichtet präsentieren sich zwei Bände aus der »Bibliothek des Widerstands« des bekennend linksgerichteten LAIKA-Verlags zu Bürgerkrieg und Klassenkampf in Italien der 1960er-Jahre.³⁵ Sie versammeln Übersetzungen von Auszügen aus Darstellungen, die zumeist vor rund 20 Jahren im italienischen Original erschienen sind und überwiegend die Sichtweise von einstigen Kämpfern und Vordenkern einer gesellschaftlichen Revolution spiegeln. Nichts an den Inhalten der Texte ist neu oder überraschend. Bezeichnend für die den beiden Bänden zugrunde liegende Gesinnung ist die Auffassung der redaktionellen Leiterin Gabriella Anghelèddu, es seien »das von der politischen Klasse beanspruchte, illegitime Monopol der Ausübung von Gewalt zur Wahrung bestimmter Interessen« und »der im Zeichen des Antikommunismus praktizierte Missbrauch der Staatsraison« gewesen, »die einen Teil der linken Bewegung in Italien Anfang der 70er-Jahre dazu bringen, zum bewaffneten Kampf überzugehen« (Bd. II, S. 210, vgl. auch S. 224). Die dem Unternehmen insgesamt anhaftende nostalgisch-romantisierende Grundstimmung ehemaliger oder noch gegenwärtiger Revolutionsschwärmer kommt am besten in zwei Bildunterschriften der reich mit Fotografien ausgestatteten Bände zum Ausdruck:

»In keinem anderen europäischen Land hat die Arbeiterklasse zusammen mit anderen Schichten so oft und umfangreich über Jahre für die Veränderung ihrer und der gesellschaftlichen Situation gekämpft. Es vergeht fast kein Tag ohne Streik, oft findet ein Generalstreik statt. [...] Jahrelang werden sie diesen Kampf für eine Gesellschaft auf sozialistischer Grundlage führen. Und ihn am Ende doch verlieren. Aber sie haben ihn geführt. Das ist das, was in der Geschichte bleibt« (Bd. II, S. 160 u. 422).

35 Gabriella Anghelèddu (Hrsg.), Verdeckter Bürgerkrieg und Klassenkampf in Italien I. Die sechziger Jahre: Die Entstehung des neuen Antifaschismus (Bibliothek des Widerstands, Bd. 31), LAIKA-Verlag, Hamburg 2014, 224 S. + 2 DVDs, geb., 29,90 €; dies. (Hrsg.), Verdeckter Bürgerkrieg und Klassenkampf in Italien II. Die sechziger Jahre: Revolte und Strategie der Spannung (Bibliothek des Widerstands, Bd. 32), LAIKA-Verlag, Hamburg 2015, 424 S. + 2 DVDs, geb., 29,90 €. Die DVDs beinhalten Filmdokumente und dokumentarische Filme.

Ein Weg des revolutionären Klassenkampfes führte in Italien wie in der Bundesrepublik Deutschland in den Linksterrorismus. Die Literaturwissenschaftlerin Rossana Lucchesi rekapituliert in ihrer auf einer überschaubaren Literaturbasis und einigen veröffentlichten Quellen beruhenden Dissertation Erkenntnisse zum Denken und Handeln der Roten Armee Fraktion (RAF) und der Brigade Rosse (BR).³⁶ Insbesondere analysiert sie Inhalt und Sprache grundlegender programmatischer und propagandistischer Texte aus dem Umfeld der aus den Studentenunruhen von 1968 hervorgegangenen linken Bewegungen und des Roten Terrors; sie verweist auf die letztlich auch handlungsrelevante Sprache der Gewalt in diesen Texten. Eine wissenschaftliche Zielsetzung von Lucchesis Arbeit ist ebenso wenig zu erkennen wie eine für die Geschichtswissenschaft relevante Aussageabsicht. Lucchesi befasst sich mit Gemeinsamkeiten von Erfahrungshintergründen, Motivationen und Zielen von RAF und BR, macht auf gegenseitige Kontakte und die jeweilige Übernahme von Gedanken und Textbausteinen in den Bekenntnisschriften und auf den Umstand aufmerksam, dass letztlich das ganze, vor allem in den industrie- und finanzkapitalistisch geprägten Großstädten repräsentierte westliche Europa als potenzieller Aktionsraum der Linksterroristen in den Blick genommen wurde: Man habe eine europäische Revolution in Gang setzen wollen (S. 193 f.). Dieselben Zusammenhänge beleuchtet in einem weitaus ambitionierteren Unterfangen die umfangreiche Untersuchung von Petra Terhoeven zum »Linksterrorismus der siebziger Jahre als transnationales Phänomen«.³⁷ Auch sie widmet sich deutsch-italienischen Verflechtungen am Beispiel der einschlägigen linksrevolutionären Terrororganisationen und ihrer Vordenker(innen), betont den Einfluss des schwerreichen Verlegers Giangiacomo Feltrinelli und der Programmatik der linksextremen Gruppierungen »Potere Operaio« und »Lotta Continua« auf die entstehende terroristische Bewegung in der Bundesrepublik, geht den persönlichen deutsch-italienischen Kontakten im linksradikalen Umfeld und speziell den Italienreisen künftiger deutscher Terroristen nach und behandelt ausführlich die Perzeption des »Deutschen Herbstes« in Italien und die dort hervorgerufenen Reaktionen darauf. Zwischen RAF und BR habe eine weitgehende Übereinstimmung in den Zielsetzungen bestanden, ein Austausch von Ideen zu Strategien und Vorgehensweisen, es habe aber auch eine Art Überbietungswettbewerb stattgefunden im Hinblick auf die jeweiligen »Erfolge« in Gewalttaten und Öffentlichkeitsarbeit. »Die Gewalteskalation in den siebziger Jahren und insbesondere der »Deutsche Herbst««, so lautet Terhoevens zentrale These, seien »ohne diese transnationale Dimension, die in den Handlungsoptionen aller politischen Akteure eingeschrieben war, nicht hinreichend zu verstehen [...]«. Schließlich befand man sich im Kampf gegen einen gemeinsamen, zum absoluten Bösen stilisierten Gegner« (S. 19 u. 660). Und doch geht es in Terhoevens Buch im Kern um bundesdeutsche Geschichte: um »die transnationale Dimension des deutschen Linksterrorismus« (S. 29), »die vielfältigen Verflechtungen deutscher Linksterroristen mit dem Ausland« (S. 36) und »die zwischen bundesdeutschem Staat und seinen Herausforderern entstehende Dynamik« (S. 43). Wenn die Leserschaft

36 Rossana Lucchesi, RAF und Rote Brigaden. Deutschland und Italien von 1970 bis 1985 (Geschichtswissenschaft, Bd. 21), Frank & Thimme Verlag, Berlin 2013, 315 S., kart., 39,80 €.

37 Petra Terhoeven, Deutscher Herbst in Europa. Der Linksterrorismus der siebziger Jahre als transnationales Phänomen, Oldenbourg Verlag, München 2014, 712 S., kart., 59,95 €.

darüber hinaus auch eine fundierte Einführung in die Geschichte zumindest der Ursprünge des italienischen Linksterrorismus erhält und einen schlaglichtartigen Einblick in den Zustand der politischen und gesellschaftlichen Landschaft Italiens im Jahr 1977 bekommt, dann ist das kein geringes Verdienst.

Mit einem »multiperspektivischen und transnationalen Ansatz«, der den »zentrale[n] Stellenwert der Wahrnehmung und Kommunikation für außen- und sicherheitspolitische Entscheidungen« besonders berücksichtigt, untersucht Nikolas Dörr in seiner Potsdamer Dissertation den »italienischen Eurokommunismus als Gegenstand der internationalen Beziehungen im Kalten Krieg« und möchte damit einen Beitrag zu »einer multiperspektivischen Neuen Politikgeschichte« liefern, »die insbesondere an einer Erweiterung der Diplomatiegeschichte orientiert ist«. ³⁸ Die sprachlich und gedanklich weit über dem Durchschnitt gegenwärtiger akademischer Qualifikationsschriften liegende Arbeit beeindruckt durch die Fülle der herangezogenen archivalischen Quellen und eine eigenständige Herangehensweise. Eingerahmt wird die Analyse von einer gerafften Darstellung der Geschichte der Italienischen Kommunistischen Partei von ihren Anfängen 1921 bis zu ihrer sukzessiven Auflösung und ihrem allmählichen weitgehenden Verschwinden seit den 1990er-Jahren. Dörr betont die seit 1944/1948 zunehmende Eigenständigkeit und Unabhängigkeit des PCI gegenüber dem einstigen Vorbild der bolschewistischen Sowjetunion. Er nimmt die insbesondere seit der Ablehnung der gewaltsamen sowjetischen Intervention in der Tschechoslowakei 1968 wachsende Kritik italienischer Kommunisten am Sowjetsystem ernst und sieht den PCI auf dem Weg in die Richtung einer aktiven Unterstützung der pluralistischen Mehrparteiendemokratie und einer allmählichen Akzeptanz europäischer Institutionen und des nordatlantischen Verteidigungsbündnisses. Die Vorstellung eines bewaffneten Kampfes gegen die bestehende Ordnung lag der Mehrzahl der Parteikommunisten in Italien ohnehin fern. Was freilich »die wahren Ziele und Überzeugungen der PCI-Führung« in den einzelnen Phasen dieser Entwicklung gewesen sein mögen, die den US-Regierungen verborgen geblieben seien (S. 400), sucht auch Dörr nicht intensiv zu erörtern; er lässt sie letztlich offen.

Im quellenanalytischen Hauptteil seiner Untersuchung widmet sich der Verfasser einerseits der US-amerikanischen Perzeption des Eurokommunismus als einer vermeintlichen Bedrohung für die europäische Südflanke des NATO-Bündnisses und die freiheitliche Grundordnung Westeuropas, andererseits den seit 1967 entstehenden Beziehungen zwischen Vertretern der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (SPD) und dem reformorientierten Flügel des PCI. Dörr vermag es plausibel zu machen, dass der im Zuge dieses vor dem Hintergrund des Ost-West-Konflikts ungewöhnlichen zwischenparteilichen Dialogs ausgeübte Einfluss der deutschen Sozialdemokratie auf den reformorientierten Teil des italienischen Kommunismus zu einer anhaltenden Sozialdemokratisierung des Mehrheitsflügels des PCI seit den 1970er-Jahren beitrug; es habe ein ideologischer Transfer stattgefunden und die SPD sei für den PCI nachgerade zu einem politischen Vorbild gewor-

³⁸ Nikolas Dörr, *Die Rote Gefahr. Der italienische Eurokommunismus als sicherheitspolitische Herausforderung für die USA und Westdeutschland 1969–1979* (Zeithistorische Studien, Bd. 58), Böhlau Verlag, Köln/Weimar etc. 2017, 566 S., geb., 65,00 €, Zitate: S. 13, 21, 42 u. 44.

den. Damit liefert Dörrs Arbeit Hinweise auf einen bislang weitgehend unbeachteten Aspekt in der vielfältigen Geschichte deutsch-italienischer Verflechtungen.

Methodisch problematisch an Dörrs multiperspektivischem Ansatz erscheint allerdings die letztlich willkürliche Gegenüberstellung von US-amerikanischer Regierungspolitik und sozialdemokratischer Parteipolitik angesichts der eurokommunistischen Herausforderung. Zum einen besaß aus diesen beiden Perspektiven die sicherheitspolitische Komponente einen jeweils ganz unterschiedlichen Rang, zum anderen ist gleichsam das *tertium comparationis* verrutscht: Ein symmetrischer und sinnvollerer Vergleich würde einerseits US-amerikanische und bundesdeutsche Regierungspolitik, andererseits die Einstellungen entweder verschiedener sozialdemokratischer oder sozialistischer Parteien in Europa oder der verschiedenen Parteien in der Bundesrepublik in den Blick genommen haben. Immerhin führt auch der von Dörr vorgenommene asymmetrische Vergleich zu belastbaren Ergebnissen.

Fazit

Die wenigen im Berichtszeitraum erschienenen, aus akademischen Qualifikationschriften hervorgegangenen Monografien über Aspekte der Geschichte der Italienischen Republik belegen zur Genüge, dass eine deutschsprachige Zeitgeschichtsforschung in einer Kombination aus wissenschaftlichem Transfer und eigener Quellenforschung wertvolle Beiträge zur italienischen Geschichte beizusteuern vermag. Methodisch ganz unterschiedlich ausgerichtete Arbeiten zur Filmgeschichte, zum Problem der Hochschulreform sowie die transnational akzentuierten Studien zum Linksterrorismus und zum Eurokommunismus bewegen sich auf einem hohen, auch internationalen Ansprüchen genügenden Argumentations- und Reflexionsniveau und vermögen unsere Erkenntnisse zu erweitern. Dasselbe gilt bezüglich der zahlenmäßig weiterhin überwiegenden Publikationen zum italienischen Faschismus für einige der hier besprochenen Darstellungen zu den Themenkomplexen Architektur und Urbanismus, Katholizismus und Faschismus, faschistische Judenverfolgung und italienische Besatzungspolitik. Doch zu viele der vorgestellten Arbeiten können handwerklich und damit auch inhaltlich nicht überzeugen. Das liegt zum einen an der mitunter unfassbaren Zahl von sachlichen Fehlern in einer Reihe von Darstellungen, unabhängig davon, ob sie von erfahrenen Gelehrten oder von Doktoranden und Habilitanden verfasst wurden. Eine Geschichtswissenschaft, die sich um die sachliche Richtigkeit der von ihr vorgebrachten Erkenntnisse nicht kümmert und der darin auch von Lektoren und Verlagen keine Grenzen gesetzt werden, führt sich selbst *ad absurdum*. Zum anderen werden zu häufig bloße Thesen unterschiedlicher Reichweite vorgelegt, zu deren Prüfung die entsprechenden Autoren wenig oder nichts beitragen: Der italienische Faschismus sei von Beginn an antisemitisch gewesen; Mussolinis Weg zur Regierungsübernahme habe für Hitler ein maßgebliches Vorbild abgegeben; Mussolini habe ein ausgeprägtes imperialistisches Programm, ja einen ausgreifenden außenpolitischen Stufenplan entwickelt oder sich afrikanische Kolonien ohne indigene Bevölkerung vorgestellt; Hitlers Staatsbesuch in Italien im Mai 1938 habe ein wesentliches Moment zur kriege-

rischen Expansionspolitik des Deutschen Reichs beige-steuert; die faschistische Regierung habe ein umfassendes Raumordnungsprogramm für Italienisch-Ostafrika entwickelt; Guido Manacorda sei als maßgeblicher Vermittler zwischen Hitler und Mussolini aufgetreten und habe Mussolinis Politik erheblich beeinflusst; Triest habe eine Vorreiterfunktion für die Ausprägung des faschistischen Staatsantisemitismus ausgeübt; die italienische Besatzungspolitik auf dem Balkan habe der des Deutschen Reichs in den von ihm besetzten Gebieten Europas nicht oder kaum nachgestanden; generell werde die Brutalität der faschistischen Herrschaft in Wissenschaft und Öffentlichkeit unterschätzt. Diese Thesen mag man jeweils für plausibel, für diskutabel oder für abwegig halten: Methodisch entscheidend ist, dass sie in all diesen und weiteren Fällen in den Raum gestellt und für richtig befunden werden, ohne dass in den entsprechenden Werken auch nur der Versuch erkennbar würde, sie ernsthaft und quellengestützt zu bearbeiten und zu untermauern. Das bedeutet für jede Form von Geschichtswissenschaft zu wenig an Anstrengung und zu wenig an Leistung. Auch die Fähigkeit zum wissenschaftlichen Dialog lässt manche in diesem Literaturbericht vorgestellte Arbeit vermissen, insofern als auf eine Auseinandersetzung mit entgegenstehenden Interpretationsangeboten vielfach verzichtet wird – so scheint ein reflexartig vorgebrachter Hinweis auf einen die Arbeiten Renzo De Felices vermeintlich charakterisierenden »Revisionismus« grundsätzlich davor zu bewahren, sich mit seinem Werk irgendwie zu beschäftigen – oder ältere Forschungsansätze etwa zur Qualität des »Achsen«-Bündnisses, die grundlegend Richtiges enthalten, schlicht ignoriert werden.

Grundsätzlich würde eine breiter gelagerte Kontextualisierung von Forschungsergebnissen in weitere historische, nationale oder europäische Zusammenhänge manchen Ansätzen der deutschsprachigen Zeitgeschichtsforschung zu Italien gut-tun. Das mag eher als Ansporn und Ermutigung denn als Kritik verstanden werden: Eine Varietät unterschiedlicher, miteinander konkurrierender Interpretationsangebote würde der deutschsprachigen Faschismusforschung mehr nützen als die Verkündung scheinbarer Gewissheiten; die Erarbeitung methodisch und inhaltlich kontroverser Gesamtdarstellungen der faschistischen Diktatur könnte die Grundlage liefern für Detailuntersuchungen einzelner Sachverhalte, vor allem aber weiterer personen-, institutionen- und gesellschaftsgeschichtlicher Thematiken, die sich nicht damit begnügen sollten, zu repetieren, wie verbrecherisch und verabscheuungswürdig der Faschismus war, sondern offeneren Fragestellungen nachgehen müssten. Dass eine größere Nähe zu den Quellen ebenso möglich ist wie ein höheres Maß an eigenständiger Interpretation, als sie in manchen spezifisch geschichtswissenschaftlichen Beiträgen an den Tag gelegt wird, erweisen die architekturhistorischen Arbeiten zu Marcello Piacentini und Angiolo Mazzoni. Zu Resignation besteht jedenfalls kein Anlass; jüngst erschienene einschlägige Monografien etwa zu Galeazzo Ciano oder zur Geschichte des deutsch-italienisch-japanischen Bündnisses halten die Spannung aufrecht.³⁹

39 Tobias Hof, *Galeazzo Ciano. The Fascist Pretender*, Toronto 2021; Daniel Hedinger, *Die Achse*. Berlin, Rom, Tokio. 1919–1946, München 2021.